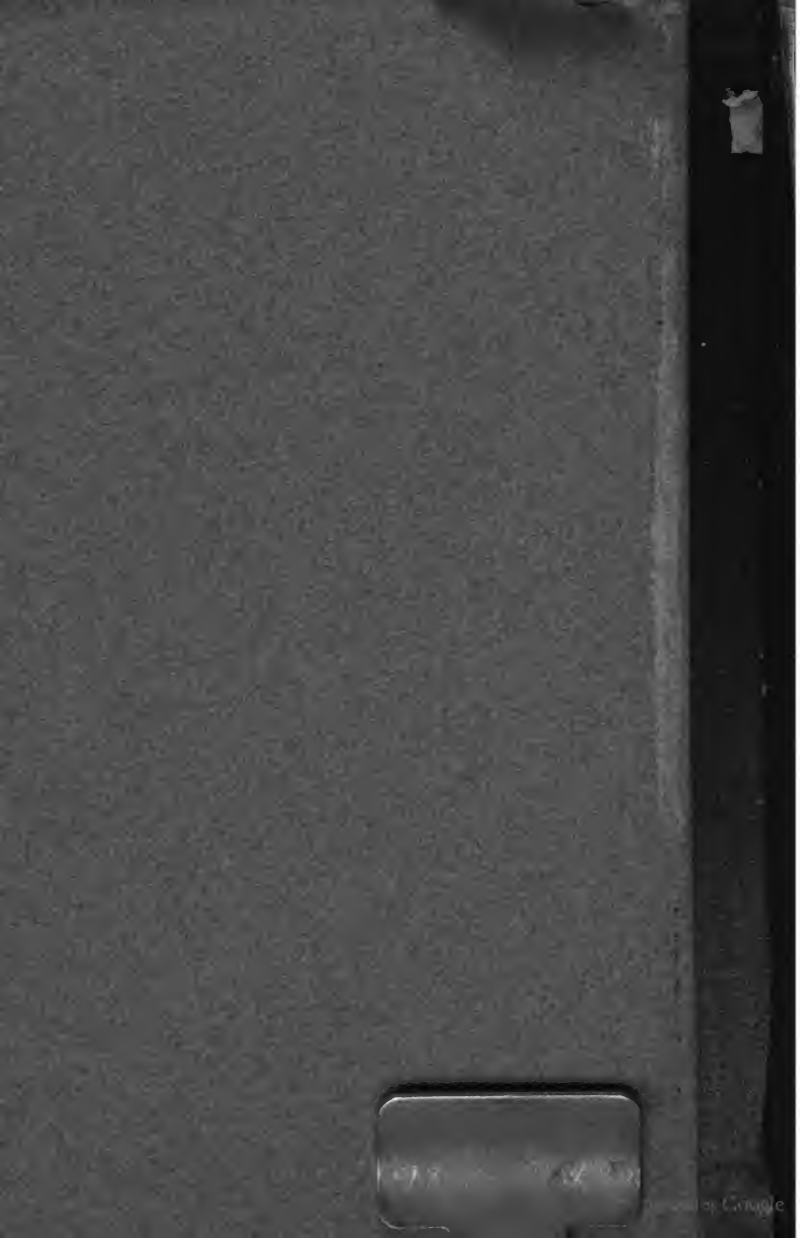
Aus Lothringen



Aus Lothringen.

Sagen und Märchen

mitgeteilt

von

F. Peters.

Leipzig 1887.
Verlag von Carl Reißner.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Straßburg.

Vorwort.

Die in diesem Buche erzählten Sagen sind vom Verfasser in Lothringen aufgefunden worden, wie sie im Volke lebend von Mund zu Munde getragen werden. Dem Inhalte nach sind sie, bis auf zwei, wenig verändert worden; es war nur hier und da ein moderner Ueberputz zu entfernen. Sie erscheinen an sich nicht wertlos, denn sie geben Zeugnis von lebhafter, doch unverdorbener Phantasie, von lebendigem Rechtsgefühl, von tiefer Glaubensüberzeugung; doch mögen in anderen Gegenden Deutschlands wohl ähnliche und vielleicht schönere gefunden werden. Diesen aber haftet ein besonderer Reiz an, weil sie grade hier sich erhalten haben. Es kann einen Deutschen mit gerechtem Stolz erfüllen,

wenn er in solchen Erzählungen in diesem entlegenen Winkel des Reichs des deutschen Volkes Herzschlag kräftig pochend vernimmt unter dem Jahrhunderte alten Schutt, den eine fremde berauschende Welt dort aufgehäuft hat.

Der Verfasser.

I.

Sagen aus der Ritterzeit.

1) Der Graf und die Müllerstochter.

2) Vom Ritter Bodo. P[34]

3) Das Tuch mit den drei Blutstropfen. P[49]

I.

Der Graf und die Müllerstochter.

Vor vielen Jahren lebte ein Graf; der hatte ein großes Schloß am Ende eines Bergthales. Er war aber viel draußen im Kriege mit dem Könige und mußte diesen auf allen seinen Feldzügen begleiten. Und wenn er daheim war, kümmerte er sich wenig um die vornehmen Leute in der Nachbarschaft, sondern hielt sich einsam für sich. Am Eingang des Thales aber hatte eine schöne Müllerswitwe ihre Mühle, und so oft der Graf vorüber kam, hielt er bei ihr an und nahm einen kühlen Trunk von ihr und zeigte ihr, daß er Wohlgefallen an ihr hatte.

Eines Tages aber, als er wieder vor dem Hause der Müllerin hielt, sah er ein Mädchen aus dem Garten in das Haus gehen und fragte: Wer ist das schöne Mädchen? Das ist meine

Tochter, sagte sie. Und als der Graf fortritt, sagte er, er wolle bald wiederkommen und ihr Töchterlein sehen.

Als aber der Graf das nächste Mal wiederkam und nach ihr fragte, sagte sie: Ich habe sie wieder fortgeschickt zu meiner kranken Schwester; der muß sie in der Wirtschaft helfen.

Da ergrimmte der Graf und rief: Ich will sie aber sehen, habe ich Euch das nicht gesagt? Und, wenn ich in dreien Tagen wiederkomme und sie nicht hier finde, dann werde ich machen, daß Ihr mit dem Bettelsack von Eurer Mühle fortziehen müßt.

Da bekam sie große Furcht, denn sie wußte, daß der Graf ein zorniger Mann war und wohl ausführen konnte, was er gesagt hatte. Deshalb sorgte sie dafür, daß die Tochter wieder zu ihr kam, so ungern sie es auch that.

Als nun der Graf das nächste Mal wiederkam und mit dem Mägdlein sprach, schien es ihm so schön, wie er noch nie eines gesehen hatte, und so hold und unschuldig dabei, wie ein Kind. Und als er fortging, sagte er zu der Müllerin, sie solle am nächsten Tage mit ihrer Tochter auf

sein Schloß kommen, ihn zu besuchen. Die aber mußte gehorchen, so widerwärtig ihr es war. Als der Graf aber auf sein Schloß zurückkam, sagte er zu seinen Leuten, daß niemand sich unterstehen solle, gegen die Müllersleute hoffärtig zu thun, sondern daß sie empfangen werden sollten von jedermann, als ob es vornehme Edelfrauen wären.

Am anderen Tage kam die Müllerin mit ihrer Tochter und wurde vornehm empfangen und bewirtet. Die Tochter aber saß bei Tische neben dem Grafen und kam den ganzen Tag nicht von seiner Seite, und er fand immer größeres Wohlgefallen an ihr. Als nun der Abend kam, sagte der Graf zu der Müllerin, sie solle die Tochter auf dem Schlosse lassen bei seiner Mutter, denn er wolle sie heiraten. Da geriet die Müllerin in großen Zorn und fuhr allein nach der Mühle zurück. Der Graf aber sagte noch an demselben Abend zu seiner Mutter, daß er die Müllerstochter heiraten wolle.

Die Mutter erschrak wohl sehr, mochte aber doch nicht ihm gradezu widersprechen, denn sie wußte, wie zornig und eigenwillig er war, doch sagte sie:

Lieber Sohn, das ist wohl ein sehr schönes und gutes Mädchen, aber hast Du auch bedacht, was die Leute sagen, wenn Du sie heiratest?

Er antwortete: Ich werde es den Leuten schon zeigen, was sie sagen sollen.

Nach einer Weile hub sie wieder an: Wenn Du sie nun aber geheiratet hast und die Leute reden ihr mit der Zeit allerlei Böses nach, so wirst Du zuletzt es doch glauben und wirst zornig werden und sie nur unglücklich machen.

Er sprach aber: Das soll nur einer wagen, ihr Uebles nachzureden, wenn sie mein Weib ist, dem werde ich das Lästermaul still machen!

Sie sprach noch einmal: Bedenke, ein Mädchen wie jenes hat keine Anverwandte und keinen Schutz, viele können ihr ungestraft nachreden, zuletzt hörst Du doch etwas und glaubst daran.

Er aber verschwor sich hoch und teuer: Nie will ich Uebles über sie anhören und glauben, es sei denn, daß es aufs klarste bewiesen werde.

Da schwieg sie; und nicht lange hernach wurde die Hochzeit gefeiert.

Der Mutter des Grafen war die junge Schwiegertochter anfänglich wohl sehr zuwider;

weil sie aber so schön und gut war und ganz wie ein Kind zu ihr, so konnte sie ihr doch nicht böse sein und mit der Zeit gewann sie sie ein wenig lieb.

Als nun die Zeit kam, daß der Graf bald die erste Nachkommenschaft erwartete, brach wieder ein großer Krieg aus und er mußte fort, obwohl er gern geblieben wäre, denn er hatte seine Frau sehr lieb. Und als er noch nicht sehr lange fort war, gebar sie ein Zwillingspaar, das waren so schöne, wohlgebaute Knäblein, daß des Grafen Mutter sich herzlich freute und um dieser Knäblein willen nun auch die Schwiegertochter sehr lieb hatte.

Und alsbald setzte sie sich und schrieb einen Brief:

Lieber Sohn!

Gottes und der Heiligen Segen sei mit Dir, und auf unserem Hause hat Gottes Segen sichtlich geruht, seit Du fort bist. Deine Frau, meine liebe Schwiegertochter, hat ein Zwillingspaar geboren, zwei Knäblein, so schön, wie ich noch keine gesehen habe, und beide sehen ganz gleich aus und sind dicke, starke Buben, aus denen mögen

unter Gottes gütigem Beistande einst gewaltige Männer erwachsen, wie ihr Vater. Und die Mutter ist ganz gesund und ich und das ganze Haus ist gesund. Ach, wie freue ich mich, daß Gottes Gnade uns und unserem Hause diese Knäblein geschenkt hat. Mögen die Heiligen Gottes mit Dir sein, daß Du bald heimkehrest und mit uns Dich freuest.

Diesen Brief gab sie einem Boten und stellte ihm alles eindringlich vor. Daß er ja recht eilen und die Kleider nie ablegen und den Brief nie aus den Kleidern geben solle, und unterwegs nicht herbergen solle, als nur zur äußersten Notdurft, und vor allen Dingen sich nie volltrinken solle. Denn die Menschen sind böse und gar neugierig auf Briefe, und wollen gern wissen, was darin steht und ihren Unfug damit treiben.

Dies alles sagte sie ihm mehrmals und dann ließ sie ihn reiten.

Nach einer Weile kam der Knecht an die Mühle und da kam ihm die schöne Müllerin schon von weitem entgegen und rief:

Ach lieber Georg, wie lange habe ich Dich nicht gesehen und wie freut es mich, daß Du einmal

wieder kommst. Nun sollst Du aber auch einen guten Trunk haben, den besten, den der Keller gibt, und sollst mir erzählen von meinem lieben Kinde, der Frau Gräfin, und wie es ihr geht und den beiden Knäblein, die sie geboren hat und ob sie alle gesund sind.

Der Knecht aber war durstig und hatte die schöne Müllerin gern. Dennoch sprach er:

Sie sind alle gesund, aber einkehren darf ich nicht, denn die Gräfin hat mir befohlen, daß ich mich eilen soll, so viel ich kann, und unterwegs nicht herbergen soll, als nur zur äußersten Notdurft.

Da sprach die Müllerin: Ach, wie doch die vornehmen Herrschaften abgünstig sind, uns gönnen sie nicht einmal den Trunk am Wege. Das ist auch eine Notdurft, daß man seinen Durst am Wege stillt und bei Kräften bleibt; so kannst Du hernach wieder um so eiliger reiten und kommst schneller ans Ziel, als wenn Du müde und durstig bist.

Da ließ er sich überreden und ging mit der Müllerin in ihr Haus.

Die aber stieg in den Keller hinab und brachte

eine Kanne von ihrem besten und stärksten Wein und in den hatte sie noch ein Zaubermittel geschüttet, das schlaftrunken macht. Dann war sie gar lieblich und freundlich zu ihm und redete ihm zu, bis er die ganze Kanne leer getrunken hatte und unter den Tisch fiel wie ein Toter. Darauf ließ sie ihn in ein Kämmerlein tragen und ging alsbald nach und durchsuchte ihn ganz und gar. Und nicht lange, so fand sie einen Ledersack unter dem Brusttuch; in dem stak der Brief.

Sodann lief sie zu einem bösen Zauberer, der nicht weit von ihrer Mühle entfernt im Walde versteckt wohnte. Der konnte alle Schriften lesen und alles schreiben, wie er wollte und Schriften und Siegel so nachmachen, daß kein Mensch das Echte von dem Falschen unterscheiden konnte. Dem gab sie den Brief und eine große Summe Geldes und bat ihn, daß er ihn umschreiben möge, und sagte ihm auch, wie sie es haben wollte.

Und der Zauberer schrieb:

Lieber Sohn!

Der Teufel und alle Hexen sind in unser Haus eingekehrt, seit Du fort bist. Deine Frau, die Hexe, hat ein Zwillingspaar geboren, zwei Wechsel-

bälger, so scheußlich, wie noch kein Mensch sie gesehen hat. Und beide sehen ganz verschieden aus, und der eine hat einen Kalbskopf mit Hörnern daran und der andere Bockbeine und einen Lämmerschwanz, aus denen möchten mit des Teufels Hilfe gar arge Höllenbraten erwachsen. Und die Mutter ist ganz verstellt und sieht aus wie eine alte Hexe mit Triefaugen, und das ganze Haus ist von dem Höllenspuk in Todesangst. Ach, welche große Not, daß der Teufel uns die Hexe mit ihren Wechselbälgern in das Haus gesetzt hat. Ich erwarte nur, daß Du schreibst, so will ich die Höllenbrut umbringen lassen mitsamt der greulichen Hexe, ihrer Mutter.

Diesen Brief steckte sie wieder in den Ledersack, hängte ihn dem Boten wieder um den Hals und knöpfte das Brusttuch darüber zu.

Der Bote aber schlief wie ein Toter bis zum nächsten Mittag, und als er erwachte, glaubte er, es sei noch der nämliche Tag. Und die Müllerin sprach zu ihm:

Ei, lieber Georg, wie gut Du geschlafen hast, mehr als eine Stunde. Das wird Dir gut thun auf den Weg, und wenn Du zurückkommst, sollst

Du wieder bei mir einkehren. Und dem Herrn Grafen bestelle meinen unterthänigsten Gruß, und er möchte doch meiner gnädigst gedenken.

Nach etlichen Wochen kam der Knecht zurück, und die Müllerin kam ihm wieder von weitem entgegen. Aber diesmal kehrte er gern ein, ohne daß sie ihn viel bereden durfte, denn er dachte daran, wie gut er es das letzte Mal gehabt hatte. Sie machte aber alles so wie das vorige Mal, und als der Bote schlief, lief sie mit dem Briefe zum Zauberer und ließ ihn sich vorlesen.

Der Brief lautete so:

Liebe Mutter!

Gott und der Heiligen Segen sei mit Dir, und mögen sie Dich in ihren heiligen Schutz nehmen und das Blendwerk von Deinen Augen und den Teufelsspuk aus meinem Schlosse. Denn ich glaube wohl, daß der Teufel Macht hat, der Menschen Augen zu verblenden, daß sie irresehen wie die Narren im Tollhause; daß aber mein gutes treues Weib sich so schändlich versündigt haben sollte gegen Gott und Menschen, das will ich nun und nimmer glauben. Wegen dieses großen Krieges kann ich leider nicht fort von hier. Gott aber

wird mir beistehen, daß ich bald heimkehren kann und mein liebes Weib schützen kann vor Schmach und vor dem Blendwerk der Hölle. Ich bete alle Tage für sie, so bete auch Du für sie und für Dich selber, daß der Satansspuk vergehe. Lasse auch die Priester kommen und laß alles mit Weihrauch durchräuchern und mit Weihwasser besprengen. Und mögen Gott und die Heiligen mein armes Weib in Schutz nehmen wie Dich selber.

Als die Müllerin den Brief hörte, wurde sie ganz grün vor Aerger und bat den Zauberer sogleich, daß er ihr einen anderen schreiben möge.

Der Zauberer aber schrieb:

Liebe Mutter!

Wohl weiß ich, daß der Teufel leider Macht hat, und es ist nur gut, daß er nicht auch Macht hat, der Menschen Augen zu verblenden, daß sie doch sein Satanswerk noch erkennen können und nicht irresehen wie die Narren im Tollhause. Und ich weiß gewiß, daß mein Teufelsweib sich schändlich versündigt hat. Wegen dieses großen Krieges kann ich leider nicht fort von hier. Der Teufel aber soll die Hexe holen, ehe daß ich heimkehre

und die Schmach und das Satanswerk sehe. Alle Tage fluche ich ihr und ihrer verfluchten Brut. Die Pfaffen brauchen nicht zu wissen, was in meinem Hause vorgegangen ist, Du selber sollst dafür Sorge tragen, daß sie mitsamt ihrer Brut alsbald in die Grube fährt und ihre Seele zur Hölle. Und ich schwöre Dir bei allen Teufeln, wenn Du nur einen Tag verzögerst, sie umbringen zu lassen, so sollst Du es selber büßen mit Deinem Leben. Und Du weißt, daß ich mein Wort halte. Und daß ich sehen kann, daß sie tot ist, sollst Du mir ihre beiden Arme und ihre Zunge schicken und ich will nicht lange warten, bis ich alles Dreies sehe.

Diesen Brief steckte sie dem Boten wieder in die Tasche, und der brachte ihn der alten Gräfin, als er ausgeschlafen hatte.

Die erschrak sehr, als sie den Brief las, und hub an zu weinen und zu klagen: Ach, nun ist es doch gekommen, wie ich gesagt habe. Böse Menschen haben ihr Uebles nachgeredet und er hat es geglaubt. Ach, nun gibt es nichts wie Unglück und Tod.

Und immer, wenn sie den Befehl geben wollte,

sie und ihre Knäblein umzubringen, hub sie von neuem an zu weinen und zu klagen. Ach, sprach sie zuletzt, ich will es ihr sagen, was er schreckliches geschrieben hat, vielleicht, daß Gott ihr einen Rat eingibt, sie zu retten.

Und als sie es ihr gesagt hatte, hub sie auch an zu weinen und wußte keinen Rat, endlich bat sie: So schreibe ihm doch noch einmal, wie Gott alles so gut nach seinen Wünschen gefügt hat, er wird Dir doch glauben, wenn Du es ihm schwörst bei allem, was heilig ist.

Sie antwortete: Ja, ich will es wohl thun, obwohl ich weiß, daß mein Sohn jähzornig ist und hart und auch seine Mutter nicht verschont, wenn er es einmal verschworen hat.

Da schrieb sie ihm noch einen Brief und beschwor es hoch und heilig, wie alles auch in Wirklichkeit war.

Und den Brief zeigte sie der jungen Frau und sagte: Siehe, mein Kind, so habe ich geschrieben, obwohl ich weiß, daß es um mein Leben geht, denn ich habe Dich und die Knäblein so sehr lieb. Und den Brief siegelte sie vor ihren Augen zu und übergab ihn dem Boten, daß er ihn vor ihren Augen wegtrug.

Da sie aber wieder denselben Boten abgeschickt hatte wie das erste Mal, so kehrte der wieder auf dem Hin- und auf dem Rückweg bei der Müllerin ein und alles trug sich zu, wie das erste Mal und des Grafen Brief war nur noch zorniger.

Da dachte sie: Was soll ich thun? Weigere ich mich, so wird er, wenn er heimkehrt, mich totschlagen und sie und die Kinder grausam umbringen; ich kann ihnen jetzt wenigstens einen leichten Tod geben.

Und sie befahl zwei Knechten, daß sie die junge Frau mit ihren Kindern in den Wald führen und dort alle drei rasch abthun sollten. Ihr aber sollten sie die beiden Arme und die Zunge abschneiden und alles mitbringen.

Als die Knechte sie nun eine Strecke in den Wald geführt hatten, sagten sie es ihr, daß sie sterben müsse.

Da sank sie in die Kniee und weinte und klagte gar jämmerlich, daß sie so unschuldig sterben sollte.

Da aber die Knechte sie ansahen in ihrer Not und in ihrer großen Schönheit und auch wohl

wußten, daß sie unschuldig war, konnten sie es schier nicht über das Herz bringen, sie abzuthun, und sprach der eine zum anderen:

Ich möchte ihr wohl das Leben lassen, denn sie jammert mich, was aber sollen wir der alten Gräfin sagen?

Und der andere sprach: wo sollen wir eine Zunge herbekommen und die zwei Arme, die wir ihr zeigen müssen.

Wie sie das hörte rief sie: So schneidet mir die Zunge ab und die beiden Arme, wenn es nicht anders sein kann, aber lasset mich am Leben. Gott im Himmel, der meine Unschuld kennt, mag sich meiner erbarmen und dieser armen Kindlein und wird es Euch vergelten, daß Ihr Barmherzigkeit übt.

So schnitten ihr denn die Knechte die Zunge ab und die beiden Arme unter dem Ellenbogen, und legten die Kindlein in ein großes Tuch und banden die Enden hinter dem Nacken der Mutter zusammen, sodaß sie ihr vor der Brust herabhingen.

Die Mutter aber ging durch den Wald fort und kam alsbald an eine Landstraße, der ging

sie nach und dachte: Ach, wenn mir doch nur ein Mensch begegnen möchte, der würde sich doch gewiß erbarmen und mich und die Knäblein pflegen.

Nicht lange so begegneten ihr etliche Soldaten. Wie die sie sahen mit den abgeschnittenen Armen und den beiden Säuglingen vor der Brust, trieben sie ihren Spott mit ihr, und als die arme Mutter gern sprechen wollte und sie dabei gewahr wurden, daß sie auch keine Zunge habe, wurden sie ganz wie toll und lachten und schrieen und schimpften sie und spieen sie an und traten mit Füßen nach ihr. Und es wäre ihr wohl noch schlimmer ergangen, wenn nicht ein anderer Soldat herzugekommen wäre, der die Spötter schweigen hieß.

Dann ging sie traurig weiter, aber doch wollte sie noch nicht ganz verzweifeln, denn sie dachte daran, daß sie unschuldig sei. Und nach einer Weile kam ihr der Soldat nach, der zuletzt gekommen war. Der tröstete sie und sagte: Magst Du begangen haben, was auch immer, Du bist ein armes, unglückliches Weib, ich will Dir helfen, so gut ich kann. Und er setzte ihr die Feldflasche an den Mund und ließ sie trinken, und schob ihr etwas Geld in die Tasche und

sprach: Das kann Dir vielleicht einmal nützen und ich wünsche herzlich, daß es Dir noch eines Tages wieder besser ergehen möge.

Am Abend, als es schon dunkel war, kam sie an ein Haus mit einem Garten. Und weil sie sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte vor Hunger nnd Mattigkeit, kroch sie unter ein Fruchtbäumchen und riß mit dem Munde etliche Beeren ab. Darüber kam der Bauersmann herzu, dem der Garten gehörte, und rief sie an. Als sie nun aufstand und ihm Zeichen machen wollte, und er sah, daß ihr die Arme abgeschnitten waren, fing er arg an zu schelten und rief: Du Wechselbalg, Du Satansbrut, willst Du mir meinen Garten verhexen? Packe Dich im Augenblick, oder ich will die Hunde auf Dich hetzen und Dich zerreißen lassen.

Da ging sie zum Garten hinaus in den Wald hinein, so weit die Füße sie noch tragen wollten, und nahm ihre letzte Kraft zusammen und scharrte für die Kindlein mit den Füßen ein weiches Lager zusammen aus Moos und Laub. Dann kniete sie nieder und betete:

Ach himmlischer Vater, verzeihe mir meine

Sünden, wie ich von Herzen dem Grafen, meinem Herrn, verzeihe, den ich doch so treu geliebt habe und der es mir so schlimm vergolten hat, und nimm mich in Gnaden zu Dir. Und nimm diese armen Knäblein in Deinen starken Schutz, daß sie hier nicht umkommen im Walde. Lieber Gott, erbarme Dich unser.

Dann legte sie sich neben den Kindlein nieder, um zu sterben.

Als kaum noch etwas Leben in ihr war, bemerkte sie einen Lichtschimmer und kam wieder mehr und mehr zu sich. Und als sie die Augen aufschlug, sah sie ein kleines graues Männlein vor sich stehen, kaum zwei Fuß hoch, mit einem langen Barte; von dem ging der Lichtschimmer aus. Und er winkte ihr, daß sie ihm folgen solle. Und sogleich fühlte sie sich wunderbar gestärkt und konnte aufstehen und gehen. Als er sie eine kurze Strecke weit geführt hatte, blieb er stehen und wies mit seinem langen Stock vor sich hin und sprach: Siehst Du jene Quelle?

Und als sie hinsah, sah sie nur ein winzig kleines Fleckchen wie einen Tautropfen und nickte,

indem sie dachte: Ich sehe wohl ein kleines Tröpfchen, das Wasser sein mag.

So gehe hin und stecke deinen rechten Arm hinein, sagte das graue Männlein.

Sie aber verwunderte sich, wie sie denn dort ihren Arm hineinstecken könne, trat aber doch herzu und kniete nieder. Und in dem Augenblick erweiterte sich das Tröpfchen und wurde ein Becken, darin sie hätte baden können, und sie steckte ihren rechten Arm hinein.

Alsbald sagte das graue Männlein, daß sie ihn wieder herausziehen solle. Und als sie ihn herauszog, da hatte sie ihren ganzen Arm wieder, und schöner und stärker, als er zuvor gewesen war, nur an der Stelle, wo er abgeschnitten gewesen war, zog sich eine feine rote Narbe herum, wie ein Haar breit.

Dann mußte sie den linken Arm hineinstecken, und da wuchs auch der wieder an.

Darauf sprach er zu ihr: Beuge Dich jetzt über die Quelle und ziehe Deinen Mund voll Wasser, und sodann speie es neben Dich in das Gras.

Als sie das gethan hatte, hatte sie auch ihre

Zunge wieder, und da warf sie sich vor ihm nieder und wollte ihm danken. Er sprach aber: Stehe auf und danke Gott, der sich Deiner erbarmt hat, nicht mir, und nimm jetzt Deine Knäblein und folge mir.

Alsdann führte er sie weit durch den Wald die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag hindurch. Und immer, wenn es Essenszeit war, schlug er mit seinem langen Stecken gegen einen Baum oder einen Stein und sogleich standen die besten Sachen da zum Essen und Trinken, so viel sie nur wollten.

Am Abend aber kamen sie an eine kleine Hütte; die stieß an einen Felsen an und war ganz mit Moos und Flechten überwachsen und von großen dunklen Bäumen überdeckt, sodaß man kaum mehr als die Thür sehen konnte. Da traten sie herein, und das graue Männlein machte die Thür zu, sodaß sie ganz im Finstern standen. Und dann schlug er mit dem langen Stecken gegen die Wand; die sprang sogleich auf und mit einem Male standen sie in einem großen hellen Treppenhause, wie von einem großen Schloß. Und das graue Männlein führte sie eine breite marmorne Treppe

hinauf in einen prachtvollen Saal. Dort ruhten sie zuerst aus und aßen und tranken von den allerbesten Sachen.

Dann führte er sie durch alle Säle und einer war immer prachtvoller wie der andere. Und dann in einen großen Garten mit den schönsten Blumen und Früchten. Zuletzt gingen sie wieder in den Saal zurück, wo sie gegessen hatten, und das graue Männlein zeigte ihr eine kleine Thür in der Wand und sprach: Siehe jetzt diese kleine Thür; in die mußt Du hineinrufen, was Du zu essen und zu trinken haben willst, und im Augenblick wird es auf dem Tisch stehen. Dann zeigte er ihr eine andere Thür und sprach: In diese mußt Du hineinrufen, wenn jemand kommen soll zu einer Handreichung oder Ausrichtung, und sogleich wird ein kleines schwarzes Männlein da sein, so groß wie ich, und wird alles ausführen, was Du begehrst. Dann führte er sie an ein Fenster und wies auf eine Landstraße und sprach: Auf dieser Straße wird in etlichen Jahren Dein Ehemann kommen, so lange mußt Du hier wohnen bleiben. Und er wird in dieses Schloß treten, um zu nächtigen, Du sollst ihn aber nicht

als Deinen Mann ansprechen, bis er Dich erkennt.

Als er das gesagt hatte, war er verschwunden.

Und sie lebte nun etliche Jahre herrlich und in Freuden und ihre Knäblein wuchsen und gediehen. Sobald sie in eine der Thüren rief, stand alles bereit. Und was sie nur wollte von Schuhen und Kleidern und Putzsachen, das wurde ihr alles gebracht. Und sobald sie in den Garten trat, sprangen schwarze Männlein herzu; die freuten sich, wenn sie nur etwas begehrte, und trieben allerlei Kurzweil, tanzten und schlugen Purzelbäume. Oder sie sangen schöne Lieder, oder lasen ihr vor aus großen Büchern. Aber sie sehnte sich doch nach ihrem Manne und wäre gern wieder fort gewesen aus dem schönen Schloß.

Als nun die Jahre herum waren, stand sie eines Tages am Fenster und sah einen langen Heereszug die Straße herabkommen. Immer ein Trupp nach dem anderen zog vorüber, und alle schauten herauf und verwunderten sich über das schöne Schloß, das doch früher nicht dort gestanden hatte. Und in einem der Haufen sah sie

auch den Soldaten, der sie in ihrer Not getröstet hatte. Endlich sah sie auch von weitem einen Wagen heranfahren, in dem saß der Graf und sah sehr bleich und bekümmert aus. Und als er an das Schloß kam, sprach er:

Hier will ich bleiben und ausruhen bis zum nächsten Tage.

Und als er hereintrat, wunderte er sich über die Pracht und über die Einsamkeit.

Und auf der großen Marmortreppe kam ihm seine Frau entgegen und da erschrak er so, daß er sich am Geländer halten mußte, und sprach zu sich:

Ach, wie gleicht die meiner armen Frau, aber ach, sie kann es ja leider nicht sein, ach wäre sie doch noch am Leben, o daß mir Gott so schweres Unheil aufgelegt hat.

Und sie führte ihn durch das Schloß und zeigte ihm all die schönen Säle und den schönen Garten und sprach dazu freundlich mit ihm. Und ihm war es immer, als höre er seine Frau sprechen. Und im Garten spielten die schönen Knaben und er fragte: Sind das Eure Knaben?

Ja, sagte sie, ein Paar Zwillinge.

Ach die schönen Knaben, sagte er, wenn ich doch auch solche hätte.

Nun, meinte sie, was nicht ist, kann ja noch werden.

Ach nein, sagte er, so glücklich werde ich nie mehr sein.

Nach dem Nachtessen blieb er noch bei ihr, und weil er sehr müde war, schlief er auf einer Polsterbank ein. Und im Schlaf fiel ihm ein Arm herunter; davon erwachte er, machte aber die Augen nicht auf. Da hörte er die Frau leise zu den Knaben sprechen:

Jesusmännel und Johannesmännel geht geschwind hin und hebt Eurem Herrn Papa den Arm auf die Bank.

Da dachte er, daß es doch seine Frau sein möchte.

Und nach einer Weile ließ er ein Bein von der Bank fallen. Da hörte er sie wieder sagen:

Jesusmännel und Johannesmännel geht geschwind hin und hebt Eurem Herrn Papa das Bein auf die Bank.

Da stand er auf und sagte zu ihr: Du bist meine Frau.

Und sie sagte: Ja, das ist wahr. Und dann mußte sie ihm erzählen, wie sich alles zugetragen hatte.

Am anderen Morgen stiegen sie mit den beiden Knaben die Marmortreppe herab und in den Wagen hinein. Und als sie alle saßen, da war auf einmal das Schloß verschwunden, und an seiner Stelle stand eine alte verfallene Hütte.

Unterwegs holten sie den Soldaten ein, der die Frau in der großen Not getröstet hatte. Dem gab der Graf einen Beutel mit Gold und sagte ihm, daß er immer so brav sein solle und den Menschen Gutes thun.

Als sie aber auf dem Schlosse ankamen, ward der Graf gar zornig und wollte sich auch an seiner Mutter vergreifen. Da aber bat seine Frau für sie und sagte, er solle ihr doch verzeihen und sie habe ja auch nicht anders thun können.

Dann ließ er den Boten kommen und schrie ihn an: Du gottloser und ungetreuer Knecht, alle Briefe, die Du getragen hast, sind verfälscht worden, sprich, wie sich das zugetragen hat.

Ach, Herr Graf, antwortete der, ich bin ge-

ritten so schnell ich vermochte und habe immer nur kurze Zeit neben meinem Pferde geschlafen.

Das ist nicht wahr, sagte der Graf, und wenn Du nicht sprechen willst, so werde ich Dir schon den Mund aufmachen.

Da sprach der Bote: Ach, gnädigster Herr Graf, nur einmal auf jedem Ritt habe ich einen Trunk gethan und danach geschlafen, und das war immer bei der Müllerin unten im Thal.

Da schickte er seine Häscher aus und ließ die Müllerin vor sich bringen.

Und zuerst zeigte er ihr die Briefe und sprach: Kennt Ihr die Briefe?

Da erschrak sie sehr und antwortete: Ach nein, Herr Graf, wie sollte ich wohl diese Briefe kennen?

Dann ließ er den Boten hereinführen und sprach: Kennt Ihr diesen Boten?

Sie antwortete aber: Ach nein, Herr Graf, wie sollte ich wohl diesen Boten kennen.

Dann ließ er seine Frau hereinführen und sprach: Kennt Ihr diese Frau?

Da fiel sie auf die Kniee und schrie und jammerte: O weh, o weh! das ist meine Tochter,

ach ja, Herr Graf, ich habe es gethan, ach, so verzeihet mir doch, Herr Graf.

Da sprach der Graf: Nun saget mir noch, wer hat die falschen Briefe gemacht?

Sie antwortete: Ach, Herr Graf, der Zauberer dort unten, der böse Mann.

Da ließ der Graf auch den Zanberer einfangen und sprach:

Die Müllerin und der Zauberer sollen morgen zusammen verbrannt werden, und der ungetreue Bote soll zusehen und neben dem Aschenhaufen gehängt werden.

Da bat aber die Frau für den Boten und sprach: Er hat ja nicht aus bösem Willen gefehlt.

Da ließ der Graf ihn wacker durchbleuen, daß er heulte und jammerte: Ach, nie will ich mich wieder von einem bösen Weibe verführen lassen, ach, nie wieder, gewiß nie wieder!

Die Müllerin nnd der Zauberer aber wurden am nächsten Tage zusammen verbrannt.

II.

Vom Ritter Bodo.

In einer schönen großen Stadt lebte eine reiche vornehme Witwe mit ihren zwei Töchtern; und in dem Gebirge, das nahe an der Stadt vorbeizog, wohnten in den Wäldern zerstreut etliche Ritter auf ihren Burgen. Einige von denen verkehrten mit den vornehmen Bürgersleuten in der Stadt, und besonders der junge Ritter Bodo besuchte oft die reiche Witwe mit ihren beiden schönen Töchtern Maria und Angelika. Da ging es denn oft lustig her bei gutem Essen und feinem Wein, bei Musik, Gesang und Tanz; und als Bodo ein Auge auf die Angelika warf und sich viel mit ihr zu schaffen machte, hieß es alsbald, daß er sie heiraten wolle.

Er lag ihr auch wirklich immer mit Heiratsanträgen in den Ohren, und oft gefiel er ihr

auch ganz gut, sodaß sie gern zugesagt hätte, oft aber, besonders wenn er getrunken hatte, machte er einen so wüsten und wilden Kopf, daß sie sich vor ihm graute und sich lieber hätte begraben lassen, als daß sie seine Frau geworden wäre. So wollte sie denn nicht zusagen; er aber ließ nicht nach und bat sie, sie solle doch einmal auf sein Schloß kommen und alle die herrlichen Sachen sehen, die es dort gäbe, dann werde sie gewiß nicht mehr Nein sagen; und dann malte er ihr aus, wie prachtvoll dort alles sei. Sie hatte nun wohl große Scheu davor, aber doch war sie wieder neugierig und hätte gern gewußt, ob sich wohl alles so verhielte, wie er sagte, und so versprach sie denn eines Tages, daß sie gelegentlich einmal kommen wolle. Nun wollte er aber genau Tag und Stunde wissen, wann sie kommen wolle.

Sie sprach jedoch: Das kann ich Euch nicht sagen, denn ich muß es heimlich vor meiner Mutter und meiner Schwester thun und muß die Gelegenheit abpassen, wie ich sie grade finde.

Da sprach er: Ei, so wartet nur ein wenig, ich selber werde eine Gelegenheit ausfindig machen

und werde Euch dann heimlich sagen lassen, daß Ihr kommen mögt.

Darüber ward sie nur noch neugieriger, denn da er durchaus nicht wollte, daß sie unverhofft kommen sollte, so mußte er doch wohl etwas vor ihr zu verbergen haben, und als es sich nun bald darauf so traf, daß sie heimlich fortschlüpfen konnte, machte sie sich auf den Weg. Als sie in den Wald kam, der vor dem Schlosse lag, verwunderte sie sich, wie dort alles so still war und daß ihr kein Mensch begegnete; und noch mehr verwunderte sie sich, als sie an das Schloß herankam und dort weder Kuh noch Ziege, weder Huhn noch Gans zu sehen war; und als sie nun gar in den Hof trat und dort alles so totenstill fand, daß man ein Blatt hätte fallen hören können, wurde ihr ganz unheimlich. Kein lebendes Wesen war zu sehen, nur über der Eingangsthür saß ein alter Rabe, und als sie darauf zuging, rief der:

Gehst fröhlich herein, aber nicht fröhlich heraus.

Da erfaßte sie ein Grauen und sie wollte umkehren, machte auch ein paar Schritte zurück; doch prickelte sie wieder die Neugier, weil sie gar so gern dem Bodo hinter seine Lügen gekommen

wäre; denn das schien ihr jetzt gewiß, daß er gelogen habe, denn wenn es drinnen so prächtig wäre, hätte es wohl auch um das Schloß herum und im Hof ganz anders ausgesehen.

Sie erstaunte aber sehr, als sie durch die Thür in eine große Vorhalle gelangte, in der alle Wände mit kostbaren Waffen behängt waren, die von Gold und Silber strahlten, und ganz in Entzücken geriet sie, als sie aus der Halle in das erste Zimmer trat. Auf dem Fußboden lagen die kostbarsten Teppiche, auf den Stühlen die feinsten Polster aus roter und blauer Seide, alles Holz am Wandgetäfel und am Gerät war wundervoll geschnitzt und von den Wänden glänzten prachtvolle Schaustücke aus Silber und Gold. Alsbald hatte sie alles Grauen vergessen und war fröhlich und guter Dinge und dachte nur daran, wie herrlich es sein werde, wenn sie hier als Hausfrau schalten und walten könne, und wie sie ganz gewiß dem Bodo keinen Korb geben wolle, wenn er jetzt wieder käme und um sie anhielte. Und auf das erste Zimmer folgte eine ganze Reihe von Gemächern, eines immer noch schöner wie das andere, sodaß sie ganz benommen war von all dem Glanz.

Endlich kam sie in ein kleines Zimmer, das keinen Ausgang mehr zu haben schien. Als sie aber das kostbare Getäfel an der Wand besah, bemerkte sie doch wieder eine kleine Thür, und als sie die aufmachte, befiel sie wieder ein Grauen, denn durch die Thür erblickte sie einen kahlen häßlichen Raum voll Schmutz und Spinnengewebe, und darin stand ein Block und auf dem Block lag ein Beil und der Block und das Beil waren voll Blut. Neben dem Block aber stand ein altes schlechtes Bett. Als sie aber auf das Bett sah und nachdachte, mußte sie doch wieder lächeln: Ach, dachte sie, das ist ja alles ganz natürlich. Das schmutzige Zimmer geht auf den Hof, und auf dem Block werden die Hühner geschlachtet und in dem schlechten Bett schläft eine Dienstmagd oder ein Knecht.

Als sie noch so nachsann, hörte sie plötzlich ein furchtbares Jammergeschrei und eilte an das einzige kleine Fenster, das es in dem Zimmer gab.

Und als sie jetzt heraussah, da erstarrte ihr fast das Blut in den Adern. Denn sie sah Bodo aus dem Walde herauskommen auf das Schloß zu, und mit sich schleppte er an einem Strick

ein schönes, junges Mädchen, das war ganz aufgelöst in Thränen und Jammer, und wenn sie sich zu Boden warf und bat und flehte, daß es einen Stein hätte rühren können, dann schlug er mit einem dicken Knüttel unbarmherzig auf sie ein, bis sie wieder aufstand und weiterging.

In ihrer Angst eilte Angelika auf die kleine Thür zu, durch die sie gekommen war; aber die war ins Schloß gefallen und auf ihrer Seite gab es keinen Drücker. In der Eile kroch sie unter das Bett, und als sie kaum dort lag, stieß auch schon Bodo das unglückliche Mädchen vor sich in das Zimmer hinein und befahl ihr, sie solle den Finger mit dem kostbaren Ring auf den Block legen. Sie aber bat flehentlich: Ach Herr, so habt doch Erbarmen, den Ring will ich Euch ja gern geben und alles, was ich noch habe, so Ihr mich nur gehen lasset. Ach Herr, was habe ich Euch denn gethan, daß Ihr mich so schrecklich mißhandelt? Er aber gab ihr keine Antwort, sondern schlug sie nur immer wieder und befahl ihr, daß sie den Finger auf den Block legen solle. Da schrie sie: Ach, wenn Ihr mir nun den Finger abgehackt habt, wollt Ihr mich dann frei-

lassen? Er rief aber nur: Das wirst Du sehen, Du Mensch, und quälte sie, bis sie endlich den Finger auf den Block legte. Und nun hieb er den Finger ab und der Finger rollte unter das Bett.

Da erfaßte Angelika eine furchtbare Angst, denn nun wußte sie, daß er sie finden müsse, wenn er den Finger unter dem Bett suchte. Und da tastete er auch schon mit der Hand unter das Bett und sie machte eine leise Bewegung, um sich weiter zur Seite zu schieben.

In dem Augenblick wurde aber auch schon die Hand zurückgezogen, denn das Mädchen zog heftig an dem Strick, den er in der anderen Hand hielt, und wollte sich freimachen. Er aber hatte wieder den Knüttel ergriffen und schlug auf sie ein und stieß sie zur Thür hinaus. Da steckte Angelika den abgehauenen Finger schnell in die Tasche, und als sie an dem Jammergeschrei hörte, daß sie sich entfernten, konnte sie es aus Neugier und aus Erbarmen mit dem armen Mädchen nicht lassen, unter dem Bett hervorzukriechen und an das Fenster zu treten, um zu sehen, was wohl aus ihr werde.

Da aber sah sie so etwas Entsetzliches, daß ihr fast die Sinne schwanden.

Er hatte das Mädchen an eine Grube gedrängt und jetzt stieß er sie hinein. Dann wälzte er einen schweren Stein über sie, sodaß sie sich nicht mehr aufrichten konnte, und dann begann er, die Erde über sie zu schaufeln.

Als sie das sah, rannte sie in sinnloser Angst zur Thür des Zimmers hinaus. Die Thür führte auf einen Thorweg, von dort aus sah sie wieder eine offene Thür und stürzte hindurch. Jetzt war sie auf den Hof gelangt, durch den sie gekommen war, und nun rannte sie fort, so schnell ihre Beine sie tragen wollten. Sie war aber noch nicht weit gekommen, da hörte sie hinter sich ein Hornsignal und gleich darauf Männerstimmen und eilige Tritte. Sie rannte um ihr Leben, aber doch kamen ihr die Tritte näher und näher. Endlich erreichte sie den Waldsaum, wo die große Straße vorüber führte, und dort traf sie grade auf einen Trupp Reiter. Die Reiter rief sie an und sagte, daß sie von Räubern verfolgt worden sei. Darauf nahm der Führer sie auf sein Pferd und brachte sie bis an die

Stadt. In ihrem Hause merkte niemand etwas, denn ihre Mutter und ihre Schwester waren von dem Ausgang, den sie gemacht hatten, noch nicht zurück.

Als sie jetzt allein und in Sicherheit war, dachte sie an nichts anderes mehr, als wie sie jenen Bösewicht zu seiner Strafe bringen könne.

Die Nacht hindurch schlief sie von ihrer Angst und ihrer Mühsal aus, und am Morgen darauf überlegte sie, daß sie keinem Menschen ein Sterbenswörtlein von dem sagen wolle, was vorgefallen war, außer ihrem Oheim, ihrer Mutter Bruder. Dem wollte sie sich anvertrauen, denn er war immer sehr freundlich zu ihr und Bürgermeister der Stadt und ein reicher mächtiger Mann, und hatte auch über eine große Schar von gewaffneten Knechten zu befehlen.

Als sie dem nun alles erzählt hatte, sprach er: Es ist sehr brav von Dir, daß Du geschwiegen hast, sage nun ferner auch niemanden ein Wörtlein von dem, was Du gesehen und gehört hast. Meiner Schwester, Deiner Mutter, werde ich selber mitteilen, so viel ihr zu wissen notthut. In ein paar Tagen wird Bodo sicherlich wieder-

kommen, weil Du ja von niemanden erkannt worden bist. Dann sei so freundlich und verliebt mit ihm, wie Du nur irgend kannst, nnd lade ihn auf nächsten Samstag zu einem Festessen ein.

Und dann sagte er ihr noch weiter, wie alles ungefähr geschehen solle.

Angelika schwieg aber auch ferner gegen jedermann. Und nicht lange, so kam auch Bodo wieder, sie zu besuchen und sah so freundlich und munter aus, daß kein Mensch ihn für einen Mörder hätte halten können. Und Angelika war sehr freundlich mit ihm und that gar verliebt; und als sie einen Augenblick allein waren, sprach sie: Ach, lieber Herr Bodo, wie gern möchte ich Euch wohl auf Eurem Schlosse besuchen, lieber heute als morgen; aber es läßt sich so schnell nicht machen, denn meine Mutter und meine Schwester geben gar so sehr acht. Ach, so kommt doch unterweilen recht oft, uns zu besuchen, daß ich Euch doch bei mir habe in meiner Nähe. Ganz gewiß dürft Ihr aber am nächsten Samstag nicht fehlen, da gibt meine Mutter ein schönes Fest, und ich werde es so einrichten, daß Ihr neben mir sitzet bei Tisch, und hernach wollen

wir zusammen tanzen und fröhlich sein. — Ach, Ihr versprecht doch gewiß, daß Ihr kommen werdet.

Bodo aber versprach sehr gern, daß er kommen werde und freute sich heimlich, daß er sie so verliebt sah, wie sie früher nie gewesen war.

Am Samstag gab alsdann die reiche Witwe ein großes Fest, zu dem kamen die vornehmsten Bürger aus der Stadt mit ihren Frauen und Mägdlein. Und bei Tische ging es hoch her, und Bodo saß neben der schönen Angelika.

Als nun das Mahl gegen das Ende ging und alle recht fröhlich waren, rief der Bürgermeister:

Ei, Ihr jungen Mägdlein, Ihr sitzet da allzu sittsam und redet fast kein Wort, zur Strafe soll jetzt jede von Euch ein Geschichtlein erzählen.

Das thaten sie denn auch, eine nach der anderen, und zuletzt kam Angelika an die Reihe. Die aber that verlegen und sagte, daß sie keine Geschichte wisse.

Da rief aber der Bürgermeister:

Ei, Du wirst doch nicht einfältiger sein wollen, wie Deine Gespielinnen. Wenn Du kein Mär-

lein weißt, so erzähle etwas, was Dich selbst angeht, oder sonst etwas, was Dir einfällt.

Da sprach sie: Ich habe kürzlich einen Traum gehabt, der wäre wohl ergötzlich zu hören, aber ich mag ihn nicht erzählen, denn der Herr Bodo kommt darin vor.

Da lachten alle recht von Herzen, denn sie wußten, daß Bodo ihr nachging und daß sie ihm auch nicht entgegen war. Der Bürgermeister aber sprach: So erzähle nur, es wird ja so schlimm nicht sein; und Bodo drückte ihr unter dem Tisch die Hand.

Da begann sie.

Ich ging im Traum durch einen großen wilden Wald; und als ich lange gegangen war und mir graute in der Einsamkeit, traf ich auf ein großes Schloß. Da war nichts Lebendiges zu sehen, kein Mensch und kein Vieh, nur über dem Eingang saß ein alter Rabe. Und als ich eintreten wollte, rief der:

„Gehst fröhlich herein, aber nicht fröhlich heraus!"

Da erschrak Bodo und wollte aufstehen, indem er sprach:

Verzeihet, ich muß einmal nach meinem Knechte sehen, ob er die Pferde gut besorgt.

Da blickte sie ihn aber zärtlich an und sagte:

Ach, Herr Bodo, das ist doch nicht fein, daß Ihr fortgehen wollt, während ich meinen Traum erzähle, wo Ihr doch darin vorkommt.

Und dann fuhr sie fort und erzählte, wie sie durch all die prächtigen Zimmer gekommen war und beschrieb alles ganz genau, wie es wirklich war, und wie sie dann die letzte kleine Thür geöffnet und den Haublock gesehen hatte.

Da ward Bodo bleich und wollte wieder aufstehen. Der Bürgermeister aber rief:

Ei! Ei! Herr Bodo, man meint gar, Ihr fürchtet Euch vor dem Traum eines Mägdleins, worin Ihr doch wohl vorkommt als der Liebste. Wer weiß, wie reizend Ihr im Traum noch erscheint.

Und als er das sagte, lachte er, daß er sich den Bauch halten mußte.

Darüber ward Bodo wieder etwas ruhiger und dachte, es möchte wohl eine wunderbare Fügung sein, daß sie alles so geträumt hatte, wie es in Wirklichkeit war.

Als sie aber ans Ende kam und erzählte, wie das Mädchen lebendig begrabeu worden war, ward ihm doch wieder sehr bange und er wollte jetzt endlich fort.

Da sprach sie aber wieder:

Was eilet Ihr denn so sehr, von mir fortzukommen, Herr Bodo, so bleibt doch noch einen Augenblick und sehet einmal hier.

Und indem sie das sagte, griff sie nach einer verdeckten Schüssel, die vor ihr stand, und als sie den Deckel aufhob, rief sie überlaut:

Sehet! o sehet!

In der Schüssel aber lag der abgehauene Finger mit dem kostbaren Ring.

Als sie gerufen hatte: Sehet! o sehet! waren drei Knechte, die zwischen den Dienern gestanden hatten, als ob sie zu ihnen gehörten, hervorgesprungen und hatten Bodo niedergeworfen und gefesselt.

Sodann trat der Bürgermeister heran und sprach:

Ja, ja, Herr Bodo, mit Speck fängt man Mäuse und mit einem Mägdlein wohl einen ganzen Reitersmann.

Da spuckte der vor Wut nach ihm, weil er sich sonst nicht rühren konnte.

Angelika aber sprach: Ei, Herr Bodo, wie schaut Ihr jetzt so grimmig drein, verzeihet, daß ich Euch im Traum schon so gesehen. Ja, ja, was ein einfältig Mägdlein alles träumen kann.

In derselben Nacht wurden Bodos Helfershelfer noch überfallen und gefangen genommen, und alle wurden hernach jämmerlich hingerichtet.

In dem Schlosse aber fand man große Schätze, und um das Schloß herum viele Leichen von Mädchen, die alle waren ermordet worden.

III.

Das Tuch mit den drei Blutstropfen.

In alten Zeiten lebte eine Gräfin auf ihrem Schlosse, die war früh Witwe geworden und seitdem hielt sie sich meist einsam und las viel in gelehrten Büchern mit einem alten Caplan, der immer bei ihr war, sodaß sie vieles wußte, auch von übernatürlichen Dingen.

Sie hatte nur eine einzige Tochter, namens Mathilde, die wuchs still und häuslich bei ihr heran und war ein schönes sanftes Kind mit goldblondem Haar und einem Gesicht wie Milch und Blut.

Eines Tages war sie mit ihrer Mutter über Land gereist, was sehr selten vorkam, und da sah sie an einem Gasthofe, in dem sie eingekehrt waren, einen ganz jungen Prinzen mit seinem Hausmeister und seinem Gefolge vorüberreiten.

Der gefiel ihr sehr und sie sprach zur Mutter: Ach Mutter, wenn ich einmal heiraten und bei einem Manne wohnen und ihm sein Haus führen muß, wie Ihr mir gesagt habt, so möchte ich wohl diesen Prinzen nehmen. Da freute sich die Mutter und lachte, denn der Prinz war der Sohn ihrer besten Jugendfreundin und sie hatten längst ausgemacht, daß ihre Kinder ein Paar werden sollten, wenn es irgend anginge. Darum sprach sie: Sei nur immer hübsch brav und nimm alles recht zu Herzen, was ich Dir sage, dann mag es sich wohl so fügen, daß Du noch einmal seine Frau wirst, wenn es Zeit ist zum Heiraten.

Nicht lange danach nahm die Gräfin eine arme Waise, Marianne mit Namen, zu sich ins Haus. Die war weitläufig mit ihr verwandt und sollte mit ihrer Tochter aufwachsen und bei ihr bleiben als ihre Gespielin und ihre Dienerin. Das Mädchen war sehr schön und hatte rabenschwarzes Haar und glänzende schwarze Augen, so groß wie Wallnüsse, im Herzen aber war es voll Tücke und Bosheit.

Da sie nun auch sehr klug war, so wußte sie

alsbald, wie sie es mit jedermann im Hause zu halten hatte, und obwohl sie voll Hochmut war, that sie doch gegen die Gräfin gar diensteifrig und demütig, wie es einer armen Waise zukommt, die aus Gnaden ihr Brot hat bei reichen Verwandten, und auch gegen die Tochter that sie demütig, so lange die Gräfin dabei war. Wenn sie aber allein waren, ließ sie an der ihre Bosheit aus, denn sie kam sich viel schöner und klüger vor wie Mathilde und war voll Gift und Galle, daß sie deren demütige Dienerin machen sollte. Die aber war so gutmütig und sanft, daß sie sich niemals über sie beklagte. Und bald hätte es auch wohl nichts mehr genützt, wenn sie wirklich ihrer Mutter etwas hätte sagen wollen, denn die war zu sehr eingenommen von dem Mädchen und wenn sie Mathilden mit ihm verglich, kam sie ihr gar nicht mehr so schön vor, wie ehedem, und dazu gar einfältig und dumm.

So wuchsen die beiden Mädchen zu stattlichen Jungfrauen heran, und eines Tages erinnerte Mathilde ihre Mutter daran, daß sie ihr gesagt habe, sie könne vielleicht den schönen Prinzen zum Manne bekommen. Die erwiderte ihr, sie

wolle sichs überlegen und beriet sich dann viel mit dem alten Caplan und las in ihren gelehrten Büchern. Nach etlichen Tagen sagte sie zu ihrer Tochter, als sie grade mit Marianne im Garten war, sie habe allein mit ihr zu sprechen, und als sie dann in ein Zimmer getreten waren, hub sie an:

Liebe Tochter, ich bin zu alt und kränklich und kann nicht mit Dir über Land reisen zu dem schönen Prinzen und seiner Mutter, wie ich gern möchte; aber ich werde Dir Marianne mitgeben, die ist klug und gut und wird Dir eine treue Dienerin sein. Der Prinz wird Euch auf der Schloßtreppe entgegenkommen und hier ist ein Brief an seine Mutter, den mußt Du ihm sogleich selber in die Hand geben, denn über den Brief ist ein Segen gesprochen, daß er in Liebe zu dem Mädchen entbrennen muß, das ihm den Brief übergibt. Und hier ist noch ein leinenes Tüchlein, darauf sind drei Tropfen geträufelt von meinem eigenen Blute; und von diesem Tuche wird er ebenfalls in Liebe zu Dir entbrennen, so lange Du es bei Dir trägst, denn es macht, daß die Liebe andauert. Und wenn er

Dich geheiratet hat, sollst Du es in Dein Kopfkissen nähen, so wird er Dich immer so lieb behalten wie am ersten Tage, so lange Eure Ehe auch währen mag. Du darfst es aber beileibe nicht verlieren, denn das könnte Dir großes Unglück bringen.

Marianne aber hörte alles mit an, was sie sagte, denn sie war ihnen in das Haus nachgeschlichen und horchte an der Thür.

Alsbald machten sich nun die beiden Mädchen auf den Weg an einem heißen Tage, und nach einem langen Ritt kamen sie an ein fließendes Wasser. Da bat Mathilde Marianne, sie solle ihr einen Trunk Wasser heraufholen; die antwortete aber: Ihr braucht jetzt noch keinen Durst zu haben, und wenn Ihr dennoch trinken wollt, so steigt selber ab und holt Euch Wasser. Als sie wieder eine lange Strecke geritten waren, kamen sie abermals an einen Bach und da bat Mathilde wieder um Wasser; Marianne aber antwortete ebenso wie das erste Mal: Wenn Ihr trinken wollt, so steigt selber ab. Da Mathilde es jetzt vor Durst nicht mehr aushalten konnte, stieg sie ab. Als sie sich aber über das Wasser

bückte, fiel das Tuch mit den Blutstropfen herab, das sie unter das Mieder gesteckt hatte, und trieb in dem Bache fort. Da jammerte sie laut auf; ein Mann aber, der unten am Bache stand, zog eilig die Schuhe aus und wollte in das Wasser waten, um das Tuch aufzufangen. Da rief ihm aber Marianne zu: Ach laßt doch, was liegt denn an einem solchen Lumpen. Und da stutzte der Mann einen Augenblick und grade in dem Augenblick wurde das Tuch vom Wasser über eine Felskante herabgerissen und war verschwunden.

Da ritt Mathilde traurig weiter und weinte still vor sich hin. Marianne aber ward auf einmal sehr demütig und freundlich und sprach: Wie konnte ich denn wissen, daß Euch an dem Leinwandfetzen so viel gelegen war; so seid doch wieder munter und verzeihet mir. Ach, Ihr seid immer so gut zu mir, und ich habe Euch oft mit Undank gelohnt, von jetzt ab will ich mich aber gewiß bemühen, daß ich all Eure Güte verdiene.

Da nun Mathilde sehr weichherzig war, verzieh sie ihr gern, und da hub Marianne gar

munter zu plaudern an und sagte, wie schön das Schloß sein müsse, in das sie kämen und daß der Prinz sich gewiß in die junge Gräfin verlieben werde und andere kurzweilige Sachen. Und als sie das Schloß schon sahen, sprach sie: Ach zeiget mir doch einmal den Brief mit dem großen gräflichen Siegel, ich habe so etwas noch nie gesehen. Und sobald sie den Brief hatte, sprengte sie davon, so schnell ihr Pferd laufen konnte. Mathilde aber sah ihr nach und glaubte, ihr Pferd sei scheu geworden und daß sie schon wieder anhalten werde, um auf sie zu warten. Marianne ritt indes geradeswegs in den Schloßhof; und auf der Freitreppe kam ihr der Prinz entgegen und dem gab sie den Brief und sagte, daß sie die Gräfin sei. Sobald der Prinz den Brief berührt hatte, war er von heftiger Liebe zu ihr ergriffen und sprach: Ach, Ihr seid ja ganz außer Atem, wie kommt es, daß Ihr so geeilt seid? Sie antwortete aber: Oh, meine Dienerin ist ein böses Weib. Als wir Euer Schloß zu Gesicht bekamen, sprach sie: Ich bin viel schöner wie Ihr, gewiß wird sich der Prinz in mich verlieben und nicht in Euch. Und als

ich es nun für Spaß hielt und lachte, geriet sie in großen Zorn und schrie: Ich werde Euch das Gesicht verkratzen und das Haar und die Kleider verzausen, daß Ihr aussehen sollt wie eine Landstreicherin und Euch kein Mensch für eine Gräfin hält. Da bin ich denn aus Angst davongeritten, so schnell ich konnte.

Als sie grade geendet hatte, kam auch Mathilde in den Hof geritten; der Prinz aber hatte kein Auge auf sie, weil er so verliebt war in Marianne und alles glaubte, was die ihm gesagt hatte.

Darum fuhr er die Gräfin an: Du freche Magd, ich werde Dich lehren, wie eine Dienerin sich betragen soll und werde Dich in den Turm werfen und dort magst Du hungern bei Wasser und schimmeligem Brot, bis Du zum Geripp geworden bist. Dann wird Dir die Schönheit wohl nicht mehr in den Kopf steigen, Du Närrin.

Marianne aber hätte es ihr gern gegönnt, daß es ihr so ergangen wäre und noch viel schlimmer. Doch dachte sie wieder, sie wolle die Gutherzige spielen, daß der Prinz noch mehr Vertrauen zu ihr bekomme, und darum sagte sie: Seid doch

nicht allzu hart mit ihr. Was sie aus Hochmut gefehlt, mag sie in Demut büßen, und so macht sie denn zu einer niederen Magd, daß ihr der Uebermut vergeht.

Da wollte Mathilde sprechen, der Prinz aber fuhr sie an:

So Du nur ein Wort redest, lasse ich Dich in den Turm werfen. Von morgen ab wirst Du die Gänse hüten, und danke es Deiner guten Herrin, daß es Dir nicht schlimmer ergeht.

Und so geschah es. Die Gräfin mußte die Gänse hüten und die Dienerin ward alsbald des Prinzen Frau.

Der aber sollte nicht viel Freude an ihr erleben, denn schon nach den ersten Wochen zeigte sie alle ihre Bosheit. Vor allem wollte sie die Mutter fortschaffen und suchte Unfrieden zu stiften zwischen ihr und ihrem Sohn. Und als ihr das nicht gelang, ward sie so tückisch, daß kein Mensch vor ihr sicher war.

Der Prinz und seine Mutter waren immer milde gegen ihre Diener und ihre Unterthanen gewesen und wenn sie einen strafen oder sonst schädigen mußten, so war es ihnen selber leid.

Marianne aber wußte den Prinzen so zu verhetzen und den Leuten Uebels anzuhängen, daß viele durch sie unverdient in Schmach und Unglück gerieten. Und alle Leute hatten große Furcht vor ihr, denn wem sie nicht wohl wollte, der konnte sich auf Schlimmes gefaßt machen.

Der Prinz aber stellte es sich manchmal vor, wie es doch früher anders und besser gewesen war, und dann seufzte er wohl und sprach: Ach, wäre ich doch wieder von dem bösen Weibe los.

Währenddem wartete Mathilde das Vieh; und wenn sie abends ihre Gänse heimtrieb, stellte sich wohl Marianne expreß ihr in den Weg und lachte sie höhnisch an und freute sich an ihrer Schmach. Als aber ein Jahr und mehr herum war, hatte sie sich satt daran gesehen und dachte darüber nach, wie sie ihr ein schmähliches Ende bereiten könne.

Um diese Zeit kam zu Mathilden oft, wenn sie mit ihren Gänsen im Felde war, ein junger Hirt herüber, der in der Nähe seine Schafe weidete; und da er anständig und freundlich war, plauderte sie gern mit ihm in ihrer Einsamkeit, sodaß sie bald gute Bekannte waren.

Eines Tages saß sie auf einem Stein und hatte ihr Haar aufgelöst und kämmte es aus. Da schlich der Hirt unbemerkt von hinten heran und riß ihr ein Haar aus. Sie aber wandte sich um und drohte mit dem Finger und sagte: Laß das!

Er sprach aber: O nein, ich muß noch mehr Haare von Dir haben zu einem Andenken. Und alsbald riß er ihr wieder unversehens eins aus.

Da rief sie: Sturm, Sturm, nimm dem Jüngling seinen Hut.

Und sogleich kam ein starker Windstoß und wirbelte den Hut hinweg, sodaß er ihm eine weite Strecke nachlaufen mußte; und als er wieder zurückkam, hatte sie ihr Haar schon aufgesteckt. Da sprach er: Wie kommt es, daß Du dem Sturm gebieten kannst, daß er meinen Hut hinwegweht.

Ach, antwortete sie, meine Mutter ist eine vornehme und kluge Frau, von der habe ich vieles gelernt.

Da sprach er: Wie kommt es denn, daß Du die Gänse hütest, wenn doch Deine Mutter eine vornehme Frau ist.

Sie antwortete aber: Wenn ich Dir das alles

sagen wollte, so möchte es mir übel bekommen und Dir wohl auch. Das aber kann ich Dir sagen, daß all mein Unglück nur davon herkommt, daß ich ein leinenes Tüchlein verloren habe mit drei Blutstropfen darauf.

Da ward der Hirt stutzig und fragte: Könnte es Dir etwas nützen, wenn Du das Tuch wieder bekämest?

Oh gewiß, sagte sie, dann würde ich wohl bald wieder glücklich werden.

Darauf er: Ich könnte Dir das Tuch vielleicht schaffen, wirst Du aber auch meiner gedenken, wenn Du im Glück bist?

Da rief sie: Ich bin Dir jetzt schon gut, wenn Du mir aber das Tuch herbeischaffst, so soll es Dir Dein ganzes Leben hindurch zu Glück und Segen gereichen.

Da lief er fort und kam bald wieder und zeigte ihr ein Tuch mit drei Blutflecken; und sie erkannte es wieder und steckte es zu sich und verwahrte es so, daß sie es nicht mehr verlieren konnte.

Dann sprach sie: Wie bist Du zu dem Tuch gekommen?

Und er erzählte:

Ich ging unten am Bach entlang und da sah ich einen großen dürren Ast im Wasser liegen. Den zog ich heraus, um ihn zur Feuerung mitzunehmen. An diesem Ast aber hing unten ein Tuch; und als ich näher zusah, verwunderte ich mich über die drei Blutstropfen darauf, da sie so regelmäßig im Dreieck standen und so frisch aussahen, als wären sie eben erst auf das Tuch gekommen. Und da kam es mir ein, daß es irgend einen Zauber, oder so etwas zu bedeuten haben könne, und deshalb nahm ich es mit und verwahrte es in meinem Kasten so wie es war.

Da sprach sie: Das hat der liebe Heiland Dich geheißen, daß Du so thun solltest, nun werden wir beide bald bessere Tage haben.

Als sie am Abend die Gänse nach Hause trieb, begegnete ihr der Prinz. Der blieb stehen und betrachtete sie; und da kam sie ihm so schön vor in ihren Lumpen, wie er noch nie in seinem Leben ein Weib gesehen hatte. Und da sie ihn sehr jammerte, wollte er sich freundlich zu ihr zeigen und sprach: Nun, wie gefällt es Euch bei mir?

Da sah sie ihn flehentlich an und hatte die

Augen voll Thränen und erwiderte: Ach Herr, ich bin nicht dazu geboren und erzogen worden, die Gänse zu hüten.

Als sie ihn aber ansah, ward er so gerührt, daß er schier auch geweint hätte, und er sprach: Ja, das ist wahr, Ihr seid ein vornehmes Kammerfräulein gewesen; aber jetzt sollt Ihr es wieder werden, denn Ihr habt lange genug gebüßt.

Sie erwiderte aber: Ich bin auch nicht zu einem Kammerfräulein geboren und erzogen worden. Ich bin der Gräfin Kind, und die Ihr geheiratet habt, war meine Dienerin und hat Euch betrogen.

Da rief der Prinz: So will ich Euch heute noch in das Schloß führen und die andere umbringen, das schändliche Weib.

Sie erwiderte aber: Nein Herr, es ist besser, daß Ihr zuvor Gewißheit habt, damit hernach niemand kommen und mich verdächtig machen kann. Reiset noch in dieser Nacht ab nach meiner Mutter Schloß und nehmet mich mit, damit alles klar wird; und wenn wir dann zurückkommen, möget Ihr meiner Dienerin anthun, was Recht ist, denn sie hat übel an mir gehandelt.

Das war dem Prinzen recht. Da aber seine Frau in den letzten Tagen dem Gänsemädchen sehr üble Dinge nachgesagt hatte und er gewiß war, daß sie einen bösen Plan ausführen wolle, brachte er es selbst in ein entlegenes Zimmer im Schloß und befahl zwei Knechten, außen an der Thür Wache zu halten und niemand hineinzulassen als eine alte Kammerfrau mit den Kleidern, die sie bringen werde. Und wenn es ganz dunkel geworden, dann sollten sie mit dem Gänsemädchen und der Kammerfrau heimlich herausreiten und am Wald auf ihn warten, bis er nachkomme.

Dann ging er zu seiner Frau und sagte, daß er noch in dieser Nacht verreisen müsse.

Die aber hatte schon überall nach dem Gänsemädchen suchen lassen und rief: Das Gänsemädchen ist nirgends zu finden, es muß fortgelaufen sein, das böse Mensch, Ihr müßt ihm nachsetzen lassen noch in dieser Nacht.

Da sprach er: Ich habe wohl gemerkt, daß Ihr gegen das Mädchen einen Haß habt, ich will aber nicht, daß ihm Leides geschieht, darum habe ich es auf einen fernen Pachthof geschickt.

Da ward sie sehr zornig und schrie: Ich werde es schon herausbringen, wo Ihr sie versteckt habt, und wenn Ihr von Eurer Reise zurückkommt, werde ich Euch ihre Nase und ihre Ohren vorsetzen, daß Ihr doch wißt, was aus ihr geworden ist.

Er that aber, als ob er sie beruhigen wolle und sagte: Nun, nun, so schlimm werdet Ihr es wohl nicht machen mit dem armen Mädchen.

Da schrie sie wieder: Ihr kennt mich und wißt, daß ich auch ausführen kann, was ich sage.

Er sagte nur noch: Wer weiß? Und dann ging er fort und rüstete sich zur Reise.

Am anderen Tage ließ die Frau überall nach dem Gänsemädchen suchen; die aber war wie von der Erde verschluckt und die alte Kammerfrau auch. Da gelobte sie hoch und teuer: Wenn ich die je wieder in meine Gewalt bekomme, so will ich sie auf die schrecklichste Art umbringen lassen; und alle, die von ihnen wissen und mir es nicht sagen, sollen auch umkommen.

Nach etlichen Tagen kam der Prinz zurück, wiederum mitten in der Nacht; und als er seiner Frau am anderen Morgen begegnete, sah er sehr

finster vor sich hin. Die aber hatte sich vorgenommen, es ihm mit Zärtlichthun abzuschmeicheln, wo er die Gänsemagd versteckt habe, weil alles Suchen vergeblich gewesen war. Darum grüßte sie ihn sehr freundlich und sagte:

Ach, wie sehet Ihr so traurig aus, es ist Euch doch nichts Unangenehmes begegnet auf der Reise? Und da er noch einen Augenblick schwieg, lächelte sie ihn gar zärtlich an und fuhr fort: Oder ist es wieder etwas, was Ihr mir nicht sagen wollt, obwohl ich doch Eure angetraute Ehefrau bin?

Da sprach er: O, Ihr mögt es wohl erfahren und mir auch Eure Meinung sagen. Denket nur, vor kurzem hat ein altes Weib einem von meinen Knechten Uebles nachgesagt und hat es beschworen, daß er ein Verbrechen begangen habe, und der ist deswegen gehenkt worden, und jetzt ist alles herausgekommen, daß sie selber das Verbrechen begangen hat und daß der arme Knecht ganz unschuldig war. Jetzt jammert mich der gar sehr, und was soll ich wohl dem niederträchtigen alten Weibe anthun?

Die muß eine grausame Strafe bekommen zu einem abschreckenden Beispiel für andere, sagte sie.

Was denn wohl für eine Strafe?, fragte er.

Da sann sie ein wenig nach und sprach:

Die muß in ein Faß gesteckt werden, wo ringsherum von außen Nägel hineingeschlagen sind, und dann muß das Faß an ein Roß gebunden werden und so muß sie zu Tode geschleift werden.

Wie sie das sprach, sah sie der Prinz gar fürchterlich an, daß sie ein Grausen überlief, trotz ihrer Frechheit. Dann ließ er die zwei Knechte hereintreten und befahl ihnen: Leget dieses Weib in Ketten. Dann sprach er zu ihr:

Du schändliches Weib, Du hast dein eigenes Urteil soeben gesprochen. Hast Du nicht Deine Herrin, die junge Gräfin, die doch so gut zu Dir war, verleumdet und in das schrecklichste Unglück gebracht, und hast Du ihr nicht zuletzt noch gar nach dem Leben getrachtet? Wie Du geurteilt hast, so soll es geschehen. Heute in acht Tagen mache ich Hochzeit, und da wirst Du an einen Pfahl gebunden und sollst zusehen, wie ich mit der jungen Gräfin und dem Hochzeitszuge in die Kirche gehe. Und wenn der Hochzeitszug wieder

zurückkommt, wirst Du in ein Faß mit Nägeln gesteckt und von einem Roß zu Tode geschleift.

Und so ward es auch ausgeführt, und der Prinz und seine junge Frau und alle Gäste sahen zu, wie ihr geschah.

Die Gräfin Mathilde aber lebte viele Jahre in großem Glück, und der Prinz behielt sie immer lieb wie am ersten Tage. Und sie vergaß auch den armen Hirten nicht in ihrem Glück, und machte ihn zu einem reichen und vornehmen Manne.

II.

Kriegserinnerungen.

1) Der böse Vetter.

2) Esther.

I.

Der böse Vetter.

Vor vielen Jahren war einmal ein langer, blutiger Krieg, der wollte schier kein Ende nehmen. Stadt und Land wurden ausgeplündert und ausgebrannt und die Menschen starben an Hunger und Pest. Viele, die früher reich gewesen waren, trieben sich als Bettler oder Räuber im Lande herum; in allen Wäldern, an allen Landstraßen lungerte böses Gesindel jeder Art.

Um diese Zeit lebte in einer Stadt eine schöne junge Frau in Reichtum und Glück. Ihr Mann war ihr treu und liebte sie zärtlich, noch vielmehr aber liebte sie ihn, sodaß sie immer seiner gedachte und nur für ihn zu leben glaubte. Ihre einzige Tochter Meta war ein schönes Kind und wuchs fröhlich heran und wurde zu allem Guten

angehalten. Auch ein Bruder von ihr, namens Nicolaus, lebte bei ihnen, denn er war noch etwas zu jung zum Heiraten; bald aber, dachten sie, sollte der auch ein reiches Hauswesen bekommen, wie seine Schwester.

In derselben Stadt lebte ein Vetter des Mannes; der war das gerade Gegenteil von ihm; wild und rauflustig und ein wüster Schlemmer. Von Haus aus war er auch reich gewesen, aber er hatte sein Hab und Gut mit Lüderlichkeiten fast ganz verthan. Dann hatte er den Rest zu Geld gemacht und hatte damit Mannschaften angeworben; die hatte er einem der Parteigänger in dem großen Krieg zugeführt und war bei ihm als Hauptmann in Dienst getreten. Im Kriege war er durch Plünderungen und andere Schändlichkeiten wieder zu Geld gekommen, und dann war er wieder in die Stadt zurückgekehrt. Alsbald aber zerrann das neuerworbene Vermögen, wie das ererbte zerronnen war, und eines Tages kam er zu seinem Vetter und bat ihn um ein großes Darlehen. Der sprach aber:

Was hülfe es, wenn ich Dir das Geld geben

wollte. Nach wenigen Monaten hättest Du es doch verthan und kämest, anderes zu begehren, und so würde es wohl fortgehen, bis ich auch nichts mehr hätte. Ich will aber nicht, daß Du notleiden sollst, Du kannst bei mir im Hause alles bekommen, was Du zu Deinem Unterhalt brauchst und auch noch etwas Geld dazu.

Da erzürnte sich der andere furchtbar und schrie:

Was! Du erbärmlicher Knirps und Weiberknecht, der Du nichts verstehst, als Deinen Wanst zu pflegen und Deinem Weibe zu Willen zu sein und in der Wolle gesteckt hast von Kindsbeinen an, Du willst einen vornehmen Kriegsmann halten, wie einen Haushund! Wart', Du jämmerlicher Schürzenheld, das will ich Dir anstreichen, denk an Deinen Vetter Gundebert! — so hieß er nämlich — und damit ging er in hellem Zorn.

Bald darauf war er fort aus der Stadt und es hieß, er wäre wieder in den Krieg gezogen; und alle Welt war froh, daß er gegangen war, denn er war gar übel berüchtigt wegen seines schändlichen Lebenswandels und wegen seiner Roheit und Gewaltthätigkeit.

Nicht lange darnach aber ward die Stadt mitten in der Nacht von einem großen Haufen Gesindel überrumpelt, was bis dahin während des ganzen Krieges noch nicht vorgekommen war, und ihr Anführer war Gundebert. Der hatte nichts anderes vor, als seinen Vetter mit seiner ganzen Familie gefangen wegzuführen und sie dann zu verhöhnen und zu peinigen, bis er hohes Lösegeld von ihnen erpreßt hätte.

Darum schickte er eiligst einen Trupp nach dem Hause seines Vetters und hielt das übrige Gesindel zusammen, damit sie der Bürgerwehr standhalten sollten, wenn sie sich etwa sammelte und seinem Vetter zu Hilfe käme.

Als aber die Räuber in dessen Haus eingedrungen waren, setzten sich die Männer dermaßen zur Wehr, daß sie zu ihrer eigenen Sicherheit dreinschlagen mußten, so gut sie nur konnten. Und da bekam zuerst der Bruder der Frau einen Schlag auf den Kopf, daß er für tot hinfiel und dann stieß ein anderer dem Ehemann ein langes Messer in das Herz, daß er auf der Stelle starb. Darauf schleppten sie die Mutter und das Kind fort. Auf der Straße

aber sahen sie viele von Gundeberts Leuten erschlagen liegen und merkten, daß die Bürger ihn angegriffen und aus der Stadt vertrieben hatten. Da machten sie sich eiligst davon und ließen Mutter und Kind zurück.

Die arme Frau wollte schier vergehen vor Gram, daß sie ihren lieben Mann vor ihren Augen hatte hinmorden sehen; auch glaubte sie, daß ihr Bruder tot wäre. Dem war aber nicht so, denn als sie nach Hause kam, fand sie ihn lebend, wenn auch sehr schwer krank. Und nun mußte sie ihn viele Wochen lang pflegen, und bei ihrer tiefen Trauer um ihren geliebten Mann wuchs doch wieder die Liebe zu ihrem Bruder, der ihr einziges Geschwister war, und bald hatte sie ihn wieder so innig lieb wie in den Jahren ihrer Kindheit und ihrer Jungfräulichkeit. Ach, dachte sie, welch großer Trost, daß ich doch wenigstens ihn noch bei mir haben kann.

Als der aber genas und zu Kräften kam, ward er ganz anderen Sinnes wie bis dahin und sagte, daß er auch in den Krieg ziehen wolle; und so flehentlich sie ihn auch vielmals bat, daß er sie doch nicht verlassen möchte in ihrem großen

Kummer, konnte sie ihn doch nicht überreden, denn er antwortete immer:

In der schrecklichen Kriegszeit, in der wir nun einmal leben, hat der friedliche Mann nichts als Not und Schmach; es ist immer noch besser Hammer sein als Ambos.

Und wirklich schrieb er an einen Kriegsobersten, der ihn und seine Familie kannte, und warb etliche Mannschaften uud trat in seinen Dienst.

Die arme Witwe aber drückte der Gram so nieder, daß sie bei sich beschloß, der Welt völlig zu entsagen und so lebte sie denn in trauriger Einsamkeit dahin. Nur ein wenig freute sie sich zuweilen, wenn sie ihr Kind so schön und munter heranwachsen sah und auch an dem Gedanken tröstete sie sich, daß ihr Bruder eines Tages zurückkehren und wieder bei ihr wohnen möchte.

An einem schönen Sommerabend saß sie in ihrem Garten und las und nicht weit von ihr spielte Meta mit einem Ball; da trat ein schön gekleideter Herr herein mit einem Diener hinter sich; und als er näher kam, erkannte sie den Vetter Gundebert.

Sie wußte aber nicht, daß der an ihrem Unglück schuld war und dachte nur: Ei, der muß wieder zu Geld gekommen sein, denn sonst käme er wohl nicht so stattlich daher.

Und er grüßte sie freundlich und fragte, ob sie ihn nicht in das Haus begleiten wolle, er hätte ihr etwas Wichtiges mitzuteilen.

Während sie hineingingen, erzählte er, daß es ihm wieder gut ginge und daß er jetzt bald wieder in seinem Hause wohnen würde; das hätte lange genug leer gestanden. Als sie aber im Hause waren, machte er ein betrübtes Gesicht und sprach: Ach, es ist nichts Gutes, was ich Euch mitzuteilen habe — wie leid mir das thut.

Da sah sie ihn erschrocken an und rief: Es ist doch nicht meinem Bruder etwas Böses zugestoßen?

Er erwiderte: Ihr habt es erraten!

Da jammerte sie: Oh, dann ist er tot, — oh, ich unglückliche Frau.

Er sprach: Ja, leider ist er tot, in unserem letzten Gefecht mit den Schweden ist er gefallen.

Da weinte sie eine Weile still vor sich hin und dann wollte sie noch etwas hören über ihren lieben Bruder.

Und er erzählte: Es war eine merkwürdige Sache in diesem letzten Gefecht. Wir hatten nur zwölf Verwundete und einen Toten, und dieser einzige Tote war Euer Bruder, obwohl doch niemand gesehen hatte, daß er besonders in Gefahr geraten war; auch hatte ihn niemand fallen sehen. So glaubt denn jedermann, daß Hexerei im Spiel gewesen sein muß.

Dann sagte er noch, wie sie ihn alle so gern gehabt hätten, und wie er so viel an seine Schwester gedacht und sich nach ihr zurückgesehnt hätte, und dergleichen mehr, sodaß sie ihm gern zuhörte eine lange Zeit. Und als er fort war, blieb sie noch eine Weile im Dämmerlicht sitzen und dachte an ihren lieben Bruder und weinte.

Dann fiel ihr ein, daß es doch endlich Zeit wäre, daß Meta ins Haus käme, und so ging sie hinaus, um sie zu holen.

Die aber war nicht zu finden, so viel sie auch im Garten suchte und rief. Und als sie an den Fluß kam, der an dem Garten vorbeifloß, da sah sie eine Gießkanne und Metas Hut hart am Ufer im Wasser liegen. Als sie das sah, sank sie in die Kniee vor Schreck und der Atem ging

ihr aus. Doch kam sie bald zu sich und faßte Verdacht gegen den bösen Vetter. Denn Meta war ein sehr gehorsames Kind, und sie hatte ihr verboten, Wasser am Fluß zu holen, weil er tief war und steile Ufer hatte; auch waren an jenem Tage die Blumen schon begossen worden. Darum ging sie eiligst zum Bürgermeister und sagte es ihm, daß sie für gewiß glaubte, daß ihre Tochter entführt worden wäre, und bat ihn, daß er ihr helfen möchte. Der sprach aber: Wie kann ich Euch helfen in dieser schrecklichen Zeit. In der Stadt ist Eure Tochter sicherlich nicht mehr und draußen können wir dem Gesindel nicht nachjagen; wir müssen froh sein, wenn sie uns in Frieden lassen in unserer Stadt.

Da ging sie traurig nach Hause; und doch verlor sie den Glauben nicht, daß sie ihre Tochter und ihren Bruder dereinst noch wiedersehen werde; denn die Geschichte, die ihr Gundebert erzählt hatte, glaubte sie jetzt auch nicht mehr!

Und ihr Verdacht war ganz richtig. Gundebert wußte von ihrem Bruder gar nichts, weder ob er lebte noch ob er gestorben war; auch war er gar nicht wieder in den Krieg gezogen, sondern

hatte eine große Räuberbande um sich gesammelt und war mit der weit herumgekommen. Jetzt hatte er sein Lager in einem alten verlassenen Schloß aufgeschlagen, in einem wilden Walde, nicht weit von der Stadt, und dort gedachte er zu bleiben, denn die Gegend war für Räuber sehr sicher, weil die Leute gar nicht mehr wagten, ihnen in die Wälder hinein nachzusetzen.

Weil er nun seinen Zorn noch nicht gesättigt hatte, wollte er die Frau seines Vetters noch unglücklicher machen und ließ sorgsam die Gelegenheit ausspähen, wie er an ihr Kind herankommen und es ihr wegnehmen könnte.

An dem Tag, an dem er gekommen war, hatte er einen anderen Räuber als seinen Diener verkleidet und ihm anbefohlen, daß er dem Mädchen den Mund zustopfen sollte, sobald er mit der Mutter in das Haus getreten wäre. Dann sollte er ihr den Hut abnehmen und den Hut sowie eine Gießkanne in den Fluß werfen — aber so, daß sie am Ufer hängen bleiben mußten — und dann sollte er sich eiligst mit ihr davon machen an einen bestimmten Ort, wo sie wieder zusammentreffen wollten. Und

so hatte der es auch ausgeführt und alles war vollkommen geglückt.

Er hatte sie aber nicht bloß aus Bosheit entführen lassen, sondern auch weil er sie brauchte. Er hatte nämlich mit zwei anderen Männern, die mit ihm zusammen die Hauptleute der Bande waren, eine gemeinschaftliche Wirtschaft und dafür eine alte Frau angestellt; die mußte für sie kochen und überhaupt alle Frauenarbeit besorgen. Nun wurde die aber schon gebrechlich und mußte mit der Zeit Ersatz haben, und die erste beste Dirne, wie sie sich wohl mit den Räubern herumtrieben, konnten sie nicht gebrauchen. Darum wollten sie ein ganz junges Mädchen einfangen, das noch von nichts etwas wußte und auch noch kein rechtes Gedächtnis hatte von dem, was geschehen war. Und das wollten sie anständig aufziehen — wie sie es wohl vermochten, denn sie waren alle drei von guter Herkunft und die alte Frau auch — und dann sollte es später die Stelle der Alten bekommen, wenn sie einmal stürbe.

Die Meta war aber doch nicht mehr so dumm wie sie geglaubt hatten, denn sie behielt alles recht wohl im Gedächtnis, und erkannte auch mit

der Zeit den Gundebert wieder als den Vetter ihres Vaters, und dachte an nichts, als wie sie wieder fortkommen könnte, obwohl sie sehr gut und anständig gehalten wurde und ihr nichts abging. Sie ließ sich aber nichts anmerken, denn sie wußte wohl, daß es ihr übel bekommen wäre, wenn sie gemerkt hätten, was sie wußte und dachte.

So wuchs nun Meta bei den Räubern heran und wurde hart und verschlagen, aber nicht verderbt, denn alle Schändlichkeiten hielten sie vor ihr geheim und wollten ihr die Meinung beibringen, daß sie ehrsame Forstleute wären. Und die alte Frau war beauftragt, sie in allen nützlichen Dingen zu unterweisen und sie stets zu überwachen und sollte sie vor allen Dingen nie aus dem Hause lassen, ohne mit ihr zu gehen.

Als Meta aber älter wurde, überlegte sie sich, daß sie vor allen Dingen im Hause und in der Umgebung alle Gelegenheiten und alle Ein- und Ausgänge genau kennen müßte, wenn ihr jemals die Flucht gelingen sollte.

Das Haus, in dem sie wohnten, war merkwürdig genug. Es sah von außen aus wie ein großes Bauernhaus, wovon eine Wand des alten

Schlosses die Hintermauer bildete; sonderbar aber sah es aus, daß alle Fenster hoch über dem Boden lagen und vergittert waren. Nur eine Thür führte hinein, mitten in der Front, und durch diese Thür trat man gleich in einen großeu Raum, in dem sie zusammen wohnten und aßen. Dieser Thür gerade gegenüber nach der Schloßwand zu war die Kellerthür; links lag ein großes Zimmer für die drei Männer und rechts eins, in dem sie mit der alten Frau schlief, und hinter diesem war die Küche. An dem alten Schloß war kein Eingang zu sehen, und wenn sie die Alte fragte, dann sagte die, daß alles vermauert wäre und kein Mensch mehr hinein könnte. Sie kam aber bald auf den Gedanken, daß das wohl nicht wahr sein könnte; denn außer dem Wohnhaus war nur noch ein Schuppen da für etliche Pferde, und doch hörte sie oft des Nachts Stimmen von vielen Männern, die ankamen und des Morgens wieder fortgingen und konnte sich wohl denken, daß die nicht in Wind und Wetter im Freien schlafen würden. Da aber die Alte ihr nicht von der Seite wich, konnte sie nicht nachsuchen und darum

sann sie zuerst darauf, wie sie von der loskäme.

Deswegen stellte sie sich immer sehr heiter und zufrieden und eines Tages sagte sie zu ihr:

Ach wie ist es doch so schön hier im Walde, liebe Tante! Als ich ein Kind war, muß ich es nicht so gut gehabt haben, so viel ich mich noch darauf besinnen kann. Mir ist so, als war ich damals immer zwischen hohen Mauern, auch wenn ich im Freien war, und bei einer einsamen bösen Frau; und die schlug mich auch zuweilen mit einer großen Rute; jetzt aber weiß ich gar nicht mehr, wie Schläge thun. Und so schöne Schmucksachen und bunte Kleider und Leckerbissen, wie der Onkel sie mir jetzt immer bringt, habe ich damals wohl nie zu sehen bekommen. Ach wenn ich es doch immer so gut hätte wie jetzt.

So plauderte sie oft und die Alte freute sich und glaubte es, daß sie so recht zufrieden wäre.

Eines Tages nun, als sie zusammen aus dem Hause gingen, lief Meta plötzlich fort, so rasch, daß sie ihr nicht nachfolgen konnte und sie sie im Walde aus dem Gesicht verlor; doch kam sie

nach zehn Minuten schon wieder und lachte herzlich, wie über einen gelungenen Spaß.

Die Alte aber war sehr erschrocken und sagte: Kind, was hast Du angerichtet? Wenn der Onkel es erführe, daß ich Dich habe fortlaufen lassen, dann möchte es mir wohl übel ergehen.

Da sagte Meta: Ach Tante, wie werde ich denn das dem Onkel sagen, so dumm bin ich doch nicht mehr. Und wozu ist es eigentlich gut, daß Ihr immer wie eine Klette an mir sitzet. Wie sollte ich denn daran denken, fortzulaufen, ich kenne ja keinen anderen Ort wie diesen hier, und wo in der Welt könnte ich es wohl besser haben wie jetzt. Ich habe junge Beine und Ihr alte und ich möchte manchen Gang machen, den Ihr lieber nicht macht, laßt mich nur zuweilen allein ein wenig ausgehen.

Die Alte wollte wohl nicht darauf eingehen, denn es war ihr streng verboten; aber sie hatte Meta schon lieb gewonnen und die schmeichelte ihr so und wußte sie so sicher zu machen, daß sie doch zuletzt gehen und kommen durfte, wie es ihr gefiel.

Sie wußte es aber so einzurichten, daß nie-

mals einer von den Räubern sie sah, denn sie hatte alle Gelegenheit wohl erspäht und wußte, wann sie kamen und gingen. Auch hatte sie in der Einsamkeit gar scharfe Sinne bekommen und merkte jedes Geräusch schon von weitem.

Lange konnte Meta nichts Besonderes entdecken, doch fiel es ihr endlich auf, daß an einer Stelle beständig ein großer Haufen von Reisigbündeln fest an die Wand gelehnt war, und sie dachte, warum das Reisig wohl nie zum Feuermachen genommen würde, und anderes weit im Walde gesucht werden müßte. Sie betrachtete und untersuchte nun den Reisighaufen viel, und eines Tages schien es ihr, als wenn zwei große Bündel nur lose in die anderen eingeschoben wären, und als sie daran zog, gaben sie nach und ließen sich ganz herauszerren. Nun trat sie in einen Gang, und der führte unter dem Reisig hindurch an eine Thür in der Schloßwand. Die Thür war verschlossen, aber sie hielt das Ohr daran, und nun hörte sie entsetzliches Wimmern und Stöhnen, daß sie ein Grausen überkam, und jetzt wußte sie es gewiß, daß sie in einer Räuberhöhle lebte, wie sie es längst gedacht hatte. Sie

ließ sich aber gar nichts merken, sondern machte den Gang sorgsam wieder zu und zeigte sich so heiter und zufrieden wie immer zuvor.

Weiter fiel es ihr auf, daß sie nie in den Keller hinabgehen durfte, obwohl die Treppe hoch und steil war und sehr beschwerlich für die Alte. Auch merkte sie wohl, daß die Alte oft gern ein Gläslein getrunken hätte, wenn die böse Treppe nicht gewesen wäre. Darum sagte sie eines Tages:

Ach, Tante, Ihr müßt auch nicht zu gut sein; alle schwere Arbeit besorget Ihr selber, und ich, die es doch besser aushalten könnte, darf die Hände in den Schoß legen. Warum steigt Ihr nur immer selber in den Keller, da es für mich doch viel leichter wäre mit meinen jungen Beinen.

Nun war es der Alten wohl streng verboten, das Mädchen in den Keller zu lassen, zuletzt aber bekam es doch seinen Willen, zumal es die Alte dadurch so sehr viel leichter hatte. Und so stieg denn die Alte nur noch in den Keller, wenn die Räuber im Hause waren, sonst immer das Mädchen.

Und die legte es jetzt darauf an, die Alte zum

Trinken zu bringen. Ob es heiß war oder kalt, ob naß oder trocken, immer wußte sie ihr weiß zu machen, daß sie ein Gläschen oder auch mehrere nehmen müßte. Und als die langen Winternächte kamen und die Räuber oft nicht vor Morgengrauen heimkehrten, da nötigte sie ihr so viel Wein auf, daß sie trunken wurde und anfing zu schwatzen. Und dann war es der Alten ein wahres Labsal, von vergangenen Zeiten zu sprechen, wie sie ein schönes vornehmes Fräulein gewesen wäre und dann der Krieg sie ins Unglück gebracht hätte. Bei solchen Gelegenheiten erfragte dann Meta manches, was sie gern wissen wollte.

Schon das erste Mal, als sie in den Keller kam, fiel es ihr auf, daß erst die Hinterwand des Kellers die Schloßwand war und daß die Hinterwand des Zimmers wohl nur zum Schein so hergerichtet war, wie die Schloßwand. Auch darüber wunderte sie sich, daß die Kellerthür so schwer war und von innen mit eisernen Stangen verwahrt werden konnte. Und eines Nachts, als die Alte schon reichlich getrunken hatte und sie ihr doch noch wieder Wein heraufholte, stieß sie

an ein großes Faß; das klang so hohl, daß es offenbar ganz leer sein mußte, und als sie es genau betrachtete, fand sie, daß es hinten ein wenig in die Wand eingelassen war, und da kam ihr ein plötzlicher Gedanke.

Als sie wieder oben war, sagte sie: Merkwürdig, Tante, ich habe unten eine Thür gefunden, die geht durch ein großes Faß, das in die Wand eingelassen ist.

Da wurde die Alte ganz kreidebleich trotz ihrer Trunkenheit und sprach:

Was hast Du angerichtet, Kind, um Gotteswillen verrate mich nur nicht!

Meta aber that ganz unschuldig und erwiderte:

Zwar weiß ich nicht, was Ihr meint, aber so es Euch nicht angenehm ist, will ich gewiß niemandem etwas sagen und Ihr habt es ja schon erprobt, daß ich schweigen kann.

Da beruhigte sie sich wieder und sagte: Oeffne nur beileibe niemals die Thür im Faß, denn dahinter sitzt oftmals der Teufel und Gespenster und allerlei Unholde, die könnten Dir übel mitspielen. Und gib nur Acht; wenn Du das Ohr

daran hältst, kannst Du zuweilen das Geheul und Gewimmer dahinter hören.

Meta aber wußte wohl, was sie von dem Geheul und Gewimmer zu halten hatte und nahm sich vor, daß sie nicht ruhen wollte, bis sie es heraus hätte, wie man das Faß aufmachen könnte.

Lange konnte sie nichts finden. Endlich stieß sie einmal, indem sie unter das Faß langte, an einen Knopf und als sie daran drückte, sprang ganz leise eine schmale Thür auf. Und nun ging sie hindurch und schlich vorsichtig auf den Raum dahinter zu. Der war zur Zeit zu ihrem Glück ganz leer, nur ein entsetzlicher Verwesungsgeruch kam ihr entgegen und benahm ihr fast den Atem. Sie faßte sich aber Mut und trat hinein und sah sich um. Da war es schauerlich genug. Gerippe und halbverweste Leichen lagen umher und nur durch einige winzige Löcher oben an der Wand kam etwas Licht und Luft herein.

Als ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, bemerkte sie in einer Ecke eine Wendeltreppe und stieg hinauf. Oben über dem Treppenausgang lag nur eine unverschlossene

Klappthür, die hob sie auf und trat in den oberen Raum.

Da war es hell und lustig und das grelle Sonnenlicht blendete ihr die Augen.

Der Raum hatte nur eine große Oeffnung; die stand offen, konnte aber mit einer schweren Thür von innen verschlossen werden.

Sonst war nur noch eine kleine Anzahl ganz kleiner Oeffnungen da, und sie dachte sich wohl, daß das Schießscharten wären, wie Gundebert sie ihr beschrieben hatte, wenn er von seinen Kriegserlebnissen erzählte.

In einer Ecke sah sie wieder eine Wendeltreppe und stieg hinauf; und die führte sehr hoch in die Höhe auf die Platte eines Turmes. Von dort hatte sie einen weiten Rundblick und in großer Ferne sah sie eine Stadt liegen; Ach, dachte sie, das ist gewiß mein Heimatsort, wo meine liebe Mutter wohnt. Ich werde sie wohl nie mehr wiedersehen, denn ach! den Weg durch den Wald finde ich nicht.

Endlich mußte sie ihren schönen Stand verlassen, und als sie wieder herabstieg in den entsetzlichen Raum, da kroch ihr die Haut und fast wären die Sinne ihr geschwunden.

Sie tastete sich wieder an die Faßöffnung heran, aber als sie eintrat, o weh! da sah sie, daß die Thür zugeschlagen war.

Nun tastete sie hastig herum, ob sie nicht etwas fände, womit man die Thür öffnen könnte, aber sie fand nichts, denn alles war glatt wie gehobelt. Dabei ward ihr banger und banger und sie meinte schon, die Leichen hinter ihr ständen auf und kämen mit ihrem giftigen Gestank ihr näher, und da wußte sie in ihrer schrecklichen Angst nicht mehr, was sie that und schrie aus Leibes Kräften und schlug mit Armen und Beinen gegen die Faßwände.

Da ging plötzlich die Thür auf und die Alte stand vor ihr, bleich und zitternd vor Angst; sie aber stürzte vor ihr nieder und dankte ihr. Die hatte nämlich oben den Lärm gehört und hatte sich gedacht, was vorgefallen wäre und war herabgekommen, die Thür zu öffnen.

Als sie aber in der Nacht wieder allein bei einander saßen, sprach Meta:

Wir brauchen jetzt kein Geheimnis mehr vor einander zu haben. Ich weiß längst, daß ich in einer Räuberhöhle wohne und daß Ihr meine

Tante nicht seid. Ihr sollt mir jetzt offen auf alles Rede und Antwort stehen, was ich Euch fragen werde. Und so Ihr Euch weigert, so werde ich es dem Gundebert sagen, der ein Vetter meines Vaters ist und nicht mein Onkel, daß Ihr mich immer allein herausgelassen habt und in den Keller, seinem strengen Verbot zum Trotz, und dann möchte es Euch wohl übel ergehen.

Da mußte sie ihr zuerst aus Angst Auskunft geben über alles, was sie wissen wollte; aber bald war es ihr ganz recht, daß sie nicht mehr an sich zu halten brauchte und alles frei herausplaudern konnte und Meta ward ihr nur um so lieber.

Die aber bewahrte ihren Haß gegen alle, die im Hause lebten und sann nur immer nach, wie sie sich frei machen könnte.

So ging noch ein Jahr ins Land und da folgte eines Tages auf den großen Krieg der Friede, worauf die Menschen kaum mehr gehofft hatten. Und nun zog auch der Bruder von Metas Mutter, ihr Onkel Nikolaus, wieder der Heimat zu. Der war ganz unversehrt geblieben und stand noch als Hauptmann bei der Heerschar

desselben Obersten, bei dem er eingetreten war. Den Oberst hatte er schon von früher her gekannt, in der Not und Gefahr des Krieges aber waren beide sehr gute Freunde geworden. Jetzt zogen sie mit ihren Truppen, die sie noch zusammenhalten mußten, der Stadt zu, in der des Hauptmanns Schwester wohnte.

Als sie nur noch eine kurze Strecke von der Stadt entfernt waren, mußten die Mannschaften nochmals Nachtquartier nehmen wegen der schlechten Wege.

Da sprach der Onkel Nikolaus zu dem Oberst: Ich habe Sehnsucht nach meiner Schwester, denn ich habe sie in so großer Trübsal verlassen und habe ihr bis jetzt noch keine Nachricht von mir geben können. Ich weiß einen Weg durch den Wald; wenn wir den nehmen und uns etwas eilen, so können wir in einer Stunde in der Stadt sein. Dann haben wir auch gutes Quartier, Betten und gute Kost zu erwarten, während wir hier nochmals auf Streu schlafen und mit mageren Bissen fürlieb nehmen müssen.

Der Oberst war es zufrieden und so ritten sie denn fort, jeder mit einem gutbewaffneten Diener hinter sich.

Als sie aber in den Wald kamen, wurden sie alsbald gewahr, daß sich in den langen Kriegsjahren alles verändert hatte. Wo früher Wege waren, da waren jetzt Dornen und anderes Gestrüpp so dicht aufgeschossen, daß sie nicht hindurch konnten; und an anderen Stellen waren wieder Pfade getreten, die früher nicht da waren.

So kam es, daß sie bei Sonnenuntergang nicht mehr wußten, wo sie waren und völlig in der Irre ritten.

Da sprach der Oberst: Ei, Bruder Nikolaus, Du hast uns für die Nacht ein warmes Bett versprochen und mir scheint jetzt, daß wir wohl noch einmal auf der bloßen Erde werden übernachten müssen. Nun, mir macht es nicht viel; aber wir könnten doch einmal ausspähen lassen, ob nicht eine menschliche Wohnung in der Nähe ist, von wo man uns wieder auf den Weg helfen kann; und dann sagte er seinem Diener, daß er auf einen hohen Baum steigen solle und Umschau halten. Als der oben war, sagte er, daß nicht sehr weit entfernt ein Licht zu sehen wäre, wie von einem kleinen Hause; und darauf ritten sie in der Richtung weiter, die er angab,

und kamen nach nicht langer Zeit an das Haus, in dem Meta mit den Räubern wohnte. Als sie angeklopft hatten, schaute alsbald die Alte aus einem Fenster heraus und fragte nach ihrem Begehren. Da sprach der Oberst:

Wir haben uns im Walde verirrt und möchten, daß uns jemand auf den Weg brächte nach der Stadt.

Sie erwiderte aber: Ach, Herr, ich bin allein mit einem Mädchen im Hause.

Der Oberst rief aber: Alte Wetterhexe, das Mädchen mag zu Hause bleiben, an Dir aber wird sich wohl kein Mensch mehr vergreifen. Ich rate Dir, daß Du eiligst mit einer Laterne herauskommst und Dich zu meinem Diener auf das Pferd setzest und uns auf dem Wege voranleuchtest.

Sie erwiderte: Ach, Herr, das kann ich nicht. Schon zehn Jahre bin ich nicht mehr durch den Wald gekommen und seitdem hat sich alles verändert und die alten Wege sind verwachsen. Aber so tretet doch ein und bleibt über Nacht. Hier im Hause wohnen Forstleute; die müssen diese Nacht hindurch im Walde herumstreichen, damit das Gesindel nicht überhand nimmt, aber gegen

Morgen kommen sie zurück und dann werden sie Euch gewiß gern den Weg zeigen.

Da sprach der Oberst: Die Nacht möchten wir wohl bleiben, aber wir haben Hunger und Ihr werdet nichts zu beißen haben in Eurem elenden Loch.

Oh, sagte sie, wenn es das ist, so tretet nur ein, denn Küche und Keller sind wohl bestellt.

Da sagte der Oberst leise zu dem Hauptmann: Das ist verdächtig, wenn in dieser Zeit Küche und Keller gut bestellt sind in einem so ärmlichen Hause; aber ich für mein Teil sitze lieber im Trockenen, wenn es auch nicht ganz geheuer ist, als daß ich die Nacht im Walde zubringe.

Ich auch, sagte der Hauptmann, und dann riefen sie der Alten zu, daß sie aufmachen sollte.

Als sie durch die Thür in den großen Raum traten, schöpfte der Oberst noch mehr Verdacht, weil der so wohnlich eingerichtet war; die Alte aber sprach sehr freundlich: Ich werde jetzt die Diener mit den Pferden in den Stall bringen, und dort ist auch ein Zimmerchen, in dem können sie zu Nacht essen und schlafen, und für die Herren werde ich das Essen hier im Zimmer auftragen.

Da sagte aber der Oberst: Nein, so soll es nicht sein. Die Diener sollen die Pferde füttern, und wenn sie damit fertig sind, dann wollen wir hier alle vier zusammen essen.

Da meinte sie: So vornehme Herren essen doch nicht mit ihren Dienern zusammen.

Er aber schrie sie grimmig an: Verdammte alte Schlappe, was weißt Du von vornehmen Herren, thue wie Dir geheißen wird; und wenn Du nicht alsbald ein gutes Abendessen herrichtest, dann wollen wir Dir Dein altes Fell gerben, daß Du daran denken sollst die paar Jahre, die Du noch zu leben hast. Und vor allen Dingen packe Dich und hol uns einen Trunk herauf, daß wir hier nicht verdursten.

Da rief sie nach Meta und als die eintrat, war der Oberst ganz verwundert und wurde freundlich und sagte zu ihr, sie wäre ein gar hübsches Kind und würde bald einen Bräutigam bekommen, ihm hätte so etwas geträumt.

Und Meta erkannte sogleich ihren Oheim Nicolaus, ließ sich aber nicht das Geringste merken, sondern verbeugte sich höflich vor den Herren und ging in den Keller, um Wein zu holen.

Hernach aber mußte sie der Alten in der Küche helfen; und als das Essen fertig war, mußte sie die Herren bedienen. Und sie hätte sich gern ihrem Oheim zu erkennen gegeben und wußte es doch nicht anzufangen. Denn hätte sie ihm etwas gesagt, so hätte es ein Halloh gegeben, und die Alte hätte es gemerkt und hätte schnell ein Zeichen gegeben, worauf gleich zehn oder zwölf Mann zur Stelle gewesen wären. Das konnte sie sehr leicht, denn sie brauchte nur ein paar Kohlen durch ein Loch in der Küchenwand zu werfen, so fielen sie auf einen Haufen Stroh mit Pulver vermischt, daß es aufblitzte und brannte, und das war das Zeichen.

Auch ihn heimlich beiseite nehmen konnte sie nicht, denn die Alte ging ihr zu viel nach und lugte durch ein Loch in der Thür, ohne daß es jemand merken konnte.

Endlich dachte sie, sie wollte es schriftlich versuchen und sagte zu der Alten, als sie grade etwas briet, daß der Küchendampf ihr übel machte und daß sie einen Augenblick in ihr Zimmer gehen müßte. Dort schrieb sie in aller Eile auf einen Fetzen Papier:

Onkel Nicolaus!

Ich bin Deine Nichte Meta, und hier ist eine Räuberhöhle und ihr Anführer ist der böse Vetter Gundebert. Befreie mich um Gottes willen. Die Alte darf nichts merken, denn sie gibt sonst ein Zeichen.

Den Zettel steckte sie zu sich und ging dann bald in die Küche zurück, und als sie wieder eine Platte hereintrug, ließ sie ihn vor dem Hauptmann auf den Tisch fallen. Der merkte es sogleich und legte seine Hand darauf, und dann machte er seine Hand zu, daß er darin blieb und nahm ein Notizbuch mit losen Blättern heraus.

Darin wühlte er herum und ließ dabei den Zettel unter die anderen gleiten.

Da lachte auf einmal der Oberst hell auf und sagte: Bruder, Du bist doch ein verflixter Kerl, jetzt hast Du schon wieder dem hübschen Kinde den Kopf verdreht.

Der bedeutete ihn aber, daß er still sein möchte.

Da lachte er nur noch mehr und sagte in einer fremden Sprache: Habe keine Angst, daß ich Dir ins Gehege kommen werde. Ja, wäre ich noch zwanzig Jahre jünger, so wäre es etwas anderes.

Der Hauptmann aber schob ihm verschiedene Zettel zu und sagte ebenfalls in der fremden Sprache: Da lies den, der quer liegt.

Als der Oberst las, verzog er keine Miene, dann sagte er nach einer Weile sehr freundlich wieder in der fremden Sprache: Zunächst wünsche ich Dir herzlich Glück zu Deiner schönen Nichte, ich habe es ihr gleich angesehen, daß sie aus einem vornehmen Hause stammen müßte. Aus dieser Räuberhöhle werden wir schon wieder herauskommen und Deine Nichte mitnehmen, denke ich. Zuerst werde ich dafür sorgen, daß das alte Weib keine Zeichen mehr geben soll; dazu kann ich meinen Diener gut gebrauchen, der versteht sich auf so etwas; dann winkte er den heran und gab ihm leise seine Weisungen.

Gleich darauf ließ er die Alte hereinrufen und sprach:

Das Essen hast Du gut gemacht und das Fell wollen wir Dir nicht gerben, aber Deine alten Beine sollen noch nicht zur Ruhe kommen, denn wir wollen jetzt ein Trinkgelage halten und Du sollst den Wein heraufholen, bis wir genug haben.

Als sie nun wieder Meta rief und zu ihr

sagte, sie sollte Wein holen, wurde er sehr zornig und fuhr sie an: Du faules altes Mensch, Du sollst gehen und die Dame soll hier bleiben.

Da befiel sie eine große Furcht, denn sie sah an seinen Augen, daß er Böses vorhatte, auch merkte sie, daß ihm etwas gesteckt sein mußte, weil er Meta eine Dame nannte.

In die Küche zurückgehen konnte sie nicht, weil es zu sehr aufgefallen wäre, so dachte sie denn, sie wollte durch die verborgene Thür im Keller entweichen.

Als sie den Krug nahm, zitterte sie am ganzen Leibe und sie konnte sich mit ihren alten welken Gliedern nur mühsam nach der Kellertreppe schleppen.

Als sie auf der obersten Stufe stand, kam der Diener des Obersten ihr nach und trat absichtlich hart auf, sodaß sie sich ängstlich umdrehte. In dem Augenblick aber fuhr er ihr wie der Blitz mit der Hand an die Gurgel und drückte sie zu, daß sie keinen Laut hervorbringen konnte. Dann nahm er einen schweren Hammer von der Seite und gab ihr damit einen Schlag auf den Schädel, daß das Gehirn heraus spritzte und dann warf

er den Leichnam die Treppe herab und schlug die Kellerthüre zu.

Da lachte der alte Oberst und sprach: Bravo, mein Bübchen, das hast Du hübsch gemacht. Gelt? Das ist so ein fein Stücklein, wie Du es gern hast.

Sodann stellte er sich zierlich Meta vor und sagte, daß es ihm eine große Ehre wäre, wenn er ihr einen Dienst erweisen könnte. Und ihr Oheim umarmte sie und gab ihr einen Kuß auf die Stirne, und dann setzte sie sich mit züchtigem Anstand zu den Herren, daß sie Beratung hielten.

Zuerst sprach der Oberst: Es könnte nicht schaden, wenn wir noch einen guten Trunk hätten. Das Fräulein weiß gewiß, wo die guten Tropfen verborgen sind, und damit sie sich nicht fürchtet, begleiten wir beiden Herren sie herab.

Da nahm ihr der Hauptmann die Kanne ab und der Oberst reichte ihr seinen Arm und so gingen sie in den Keller über den Leichnam der Alten hinweg.

Als sie wieder oben beim Wein saßen, meinte der Oberst: Es wird am besten sein, wenn wir jetzt schnell satteln lassen und uns davon machen.

Da erwiderte Meta: das geht nicht an, denn wenn wir jetzt durch den Wald reiten wollten, würden wir sicherlich von einer Ueberzahl angegriffen oder hinterrücks niedergemacht werden — ach ich habe hier schon vieles erlebt!

Was ist denn Euer Rat? fragte der Oberst.

Wenn Eure Leute in der Nähe sind, wie ich vermute, so müssen wir uns hier verteidigen, und sehen, daß wir ihnen ein Zeichen geben, daß sie zur Hülfe kommen; und als der Oberst bejahte, fuhr sie fort:

Das Schloß ist leicht zu verteidigen, und auf den hohen Turm kann man hinauf und sich von dort weithin verständlich machen.

Gegen Morgen kommen die drei Hauptleute heim und treten hier ein, und eine halbe Stunde später kommen die fünfzig Mann, die oben im Schloß schlafen. Die drei Hauptleute müssen gleich umgebracht werden oder sie bringen uns um. Und sobald sie abgethan sind, führe ich Euch rasch auf einem verborgenen Weg in das Schloß hinein, und da sind wir für den Augenblick gesichert.

Gut, sagte der Oberst, und damit wir die drei

Hauptleute rasch und sicher abthun, wollen wir es so einrichten:

Wir vier Männer legen uns, wenn es Zeit ist, unter diesem langen Tisch in Anschlag, und Ihr stellt das Licht so, daß wir tief im Schatten sind. Den ersten, der eintritt, nehme ich aufs Korn, den zweiten der Hauptmann und den dritten mein Diener, und der andere spart sein Pulver, denn wir werden es wohl noch nötig haben. Wenn sie herein sind und schußgerecht stehen, dann werde ich leise zischen und dann drücken wir alle drei zugleich ab und springen unter dem Tisch hervor und ziehen unsere Klingen, damit wir dem noch ein bischen die Rippen kitzeln, der vielleicht nicht genug hat.

Nicht lange darnach sagte ihnen Meta, daß es Zeit für sie wäre, ihre Plätze einzunehmen, und alsbald ward an die Thür geklopft und Meta öffnete und die Räuber traten einer nach dem andern ein.

Gundebert fragte erstaunt, warum denn die Alte nicht aufgemacht hätte.

Die ist so krank, daß sie nicht aufstehen kann, erwiderte Meta.

Ei, ei, das erste Mal, meinte Gundebert, und dann hängten sie alle drei ihre Hüte und Mäntel an die Wand. Als sie sich wieder umdrehten, bemerkte Gundebert Blutstropfen an der Kellerthür, und maß Meta mit einem furchtbaren Blick und griff nach seinem Dolch. In demselben Augenblick aber zischte es leise unter dem Tisch und alsogleich krachten die Schüsse und die Männer sprangen unter dem Tisch hervor und zogen ihre Klingen. Von den Räubern aber rührte sich keiner mehr, so gut waren sie getroffen.

Jetzt verwahrte Meta schnell die Thür des Wohnraumes mit eisernen Stangen, dann nahm sie das Licht und führte die Männer in den Keller und verwahrte die Kellerthür ebenso, und dann führte sie sie durch die Faßthür in den unteren Schloßraum und befestigte die Thür unter dem Reisigbündel.

Dann stiegen sie eiligst die Wendeltreppe hinauf und als sie eben in dem oberen Raum angekommen waren, wurde schon der erste Räuber mit dem Oberkörper in der großen Oeffnung sichtbar. Auf den fuhr aber der Diener des

Obersten los wie der Blitz und schlug ihm den Schädel ein, und in der großen Verwirrung zog er schnell die Leiter herauf und dann schlossen sie die schwere Thür vor der Oeffnung.

Draußen erhob sich nun ein Höllenlärm und die meisten wollten sogleich stürmen. Endlich aber kam ein älterer Mann zu Wort und sprach: Hier ganz in der Nähe liegen Truppen, ich habe es über Nacht gesehen, und die da drinnen sind Officiere, wie ihr wohl bemerkt haben werdet, als sie an die Oeffnung herantraten. Wenn wir stürmen, dann gibt es Geschrei und viele Schüsse, dadurch können die Soldaten leichtlich herangelockt werden; und die plündern dann unser warmes Nest und bringen von uns um, wen sie erwischen. Ich habe aber oben auch die Meta gesehen und die muß uns verraten haben, denn sonst hätten sie den Weg da hinauf nicht gefunden. Mein Rat ist nun der: Wir verhandeln mit ihnen und gewähren ihnen freien Abzug, wenn sie die Dirne herausgeben. Darauf werden sie sich wohl einlassen, denn ihr Leben ist ihnen auch lieb.

Da brüllten sie alle: Das Mensch muß heraus,

die hat uns verraten, wir wollen sie lebendig schinden.

Da bekam Meta zum erstenmale Angst und zitterte am ganzen Leibe und rief:

Ach, lieber Onkel, schießt mir eine Kugel in den Leib, daß ich nicht dieser schändlichen Bande in die Hände falle!

Da lachte der alte Oberst und sprach:

Ach was, für ein so schönes Fräulein gehört sich ganz etwas anderes als eine Kugel; unsere Kugeln sind gut für die Lümmel da unten.

Bald wurde es unten ruhiger und da riefen sie herauf, es sollte einer auf den Turm kommen, sie wollten verhandeln.

Da ging der Oberst hinauf und der alte Räuber rief von unten:

Ihr seht, daß Ihr in unserer Gewalt seid; aber wir wollen Euch nichts zu leide thun und wollen Euch frei abziehen lassen, wenn Ihr uns die Leute aus dem Schloß herausgebt, die noch am Leben sind.

Der Oberst aber brüllte zur Antwort mit einer Stimme, die man gewiß eine halbe Stunde weit hören konnte:

Du alter Erzgauner mit Deinem Schafsgesicht! Eure drei Eselshauptleute und die alte Hexe liegen unten und schlafen, werden aber wohl so bald nicht wieder aufwachen. Nur das schöne Fräulein haben wir oben bei uns; aber die geben wir nicht heraus, die gefällt uns viel zu gut. Und damit stieg er wieder herab.

Unten sagte er zu dem Hauptmann: Der Tag ist jetzt voll heraufgekommen, unsere Leute sind schon auf dem Marsche, so wollen wir denn jetzt auf den Turm steigen und das Schußsignal geben.

Als sie hinaufkamen, waren keine Räuber zu sehen und alles still rings herum. Da gaben sie das Zeichen, daß es weithin hörbar war, zwei Musketen- und drei Pistolenschüsse in einem bestimmten Tempo. Dann stiegen sie wieder herab.

Unten sahen sie durch die Schießscharten, wie die Räuber wieder zurückkamen. Und alle trugen große Mengen Reisig, Holz, Werg und Stroh und häuften es um das Schloß herum auf. Und so ging es eine ganze Stunde lang fort, bis das Reisig über die Schießscharten heraufreichte.

Dann erhob sich wieder ein wildes Geschrei:

Gebt das Mensch heraus, oder Ihr werdet lebendig gebraten.

Und wieder bekam Meta große Furcht und rief: Ach, lieber Oheim, schießt mich doch tot und werft meinen Leichnam herab, so mögen sie Euch wohl ziehen lassen.

Der Oberst aber sprach wieder munter zu ihr:

Habe ich doch mein Lebtag noch keine schöne Dame gesehen, die nach einer Kugel verlangt hätte, wie andere nach einem Bräutigam; das ist doch nicht recht von Euch, schönes Fräulein.

Von unten aber rief wieder der alte Räuber:

Wir warten nur noch eine kleine Weile, wenn sie dann nicht herausgegeben ist, so zünden wir das Reisig an und Ihr habt es Euch selber zuzuschreiben, wenn Ihr lebendig gebraten werdet.

Da sagte der Oberst zu seinen Leuten: Das ist grade keine liebliche Aussicht, lebendig gebraten zu werden. Ich denke, wir gehen alle auf den Turm hinauf, vielleicht reicht die Flamme nicht bis dort hinauf. Und sollte es uns doch ein wenig zu warm werden, so stürzen wir uns hinab und brechen das Genick; das ist immer noch besser wie langsame Röstung.

So gingen sie denn hinauf. Auf einmal aber rief der Oberst: Hurrah! Hier heran, meine Burschen! Und aus dem Walde rings um das Schloß herum stürzten Soldaten auf die Räuber ein. Da gab es einen wilden Kampf, denn die Räuber waren umzingelt und kämpften um ihr Leben, bald aber lagen sie alle am Boden.

Nun ward alles ausgeplündert und dann das aufgehäufte Reisig angezündet und als sie abgezogen, konnten sie noch weithin das Geheul der Verwundeten hören, die sie hart an das Feuer gelegt hatten, daß sie langsam rösten mußten.

An demselben Tage kamen sie noch alle in der Stadt an. Und der Hauptmann ging mit dem Obersten sogleich zu seiner Schwester; Meta aber ließen sie in der Nachbarschaft bei einer Verwandten.

Und als sie in das Haus kamen, da war noch alles schwarz verhängt wie vor Jahren und die Witwe kam ihnen entgegen, bleich und traurig in einem schwarzen Kleide.

Als sie aber ihren Bruder erkannte, ward sie wieder fröhlich und rief: Oh, wie danke ich Gott, daß ich diese Freude noch erleben darf.

Nach einer Weile sagte der Bruder: Ich habe Dir auch etwas mitgebracht, worüber Du Dich gewiß freuen wirst.

Ach nein, sagte sie, das kann ich nicht mehr.

Nun, meinte er, Du hast Dich doch gefreut, als Du mich wiedersahst.

Ja, das ist etwas anderes; aber über schöne Sachen kann ich mich nicht mehr freuen, seit ich meinen lieben Mann und mein armes Kind verloren habe.

Da ging er fort und sagte, wir wollen doch sehen, und kam alsbald mit Meta wieder.

Als die arme Mutter die sah, war sie zuerst ganz starr und dann fiel sie ihr um den Hals und weinte vor Freude.

Und von nun an blieben sie alle zusammen, und der Oberst kaufte das Haus des bösen Vetters und Nicolaus nahm eine Frau und Meta einen Mann, und so lebten sie noch lange Jahre herrlich und in Freuden.

II.

Esther.

(Wesentlich verändert.)

Einstmals lebte auf ihrem Landsitz eine junge Frau namens Esther in großem Glück; aber bald sollte es anders kommen.

Ein Krieg brach aus und der Feind kam ins Land. Ihr Gehöft wurde ausgeplündert und niedergebrannt und ihr Mann vor ihren Augen erschlagen. Alles Vieh wurde fortgetrieben und das Gesinde kam um oder verlief sich. Auch sie selbst entging der Schmach und dem Tode nur wie durch ein Wunder, weil die Soldaten sich so voll tranken, daß sie ihrer vergaßen und es ihr so gelang, unbemerkt zu entkommen und sich versteckt zu halten, bis sie fort waren.

Da war sie nun auf einmal in der größten Not. Nur eine alte Magd kam zurück, der es ebenfalls gelungen war, sich versteckt zu halten

und später auch eine Kuh, die den Feinden wohl entlaufen war und nun wieder ihren Stall aufsuchte.

Die brachten sie mühsam in einem halbverbrannten Schuppen unter und lebten von der Milch und einigen anderen Nahrungsmitteln, die der Feind nicht gefunden hatte. Als Wohnung konnten sie nur die Kellerräume benutzen.

Nach einiger Zeit bekam die Frau ein Mägdlein, ihr erstes Kind, und als sie noch nicht lange genesen war, kam die Pest in das Land. Daran starb die alte Magd, und alsdann starb auch die Kuh und auch das Gemüse und die Frucht, die sie noch gehabt hatte, ging auf die Neige.

Da wollte sie nun schier verzweifeln.

Sie hatte etliche Tagereisen entfernt in einer Stadt eine reiche Cousine, doch wußte sie nicht, ob die nicht auch durch den Krieg ins Unglück gekommen sei; indes dachte sie: hier muß ich ganz gewiß mit meinem Kinde vor Hunger umkommen, darum ist es besser, ich mache einen Versuch, denn mehr wie sterben kann ich auf der Reise auch nicht.

Mitnehmen konnte sie das Kind nicht, denn

es wäre unterwegs aus Mangel umgekommen, auch konnte es sehr leicht geschehen, daß sie von einer der Räuberbanden, die damals das Land durchstreiften, umgebracht oder festgehalten und mitgeschleppt wurde, deshalb hielt sie es für sicherer, es auszusetzen. Ein paar Stunden von dort lagen nämlich einige Dörfer, in die der Feind nicht gekommen war und wo die Leute noch im Wohlstand lebten; wenn sie es dort aussetzte, dachte sie, würden sich schon mitleidige Menschen finden, die es aufzögen.

So legte sie denn das Mägdlein in einen Korb und deckte es mit einem seidenen Tuche zu, das sie um die Schultern trug, und dazu legte sie ein Holztäfelchen, auf das schrieb sie mit Kohle:

„Dieses Mägdlein ist reicher Leute Kind. Es ist noch nicht getauft und soll in der Taufe den Namen Esther erhalten. Dieses seidene Tuch soll sorglich aufbewahrt werden; es kann sein Glück sein und zu einem Erkennungszeichen werden. Gottes Segen auf den, der sich des Kindleins erbarmt."

Nun machte sie sich bei Nacht auf und kam

gegen Morgengrauen bei dem Dorfe an. Dort setzte sie den Korb mit dem Kindchen vor einem Hause nieder und ging eilends weiter, bis der helle Tag heraufgekommen war; dann versteckte sie sich in einem alten Gemäuer und blieb dort den ganzen Tag und die Nacht bis über Mitternacht hinaus, und erst dann machte sie sich wieder auf den Weg, bis der Tag heraufgekommen war und versteckte sich dann wieder. Das machte sie aber so, weil sie in den frühen Morgenstunden am meisten vor dem Gesindel sicher war.

So ging es fort noch drei Tage und drei Nächte, bis sie endlich in die Gegend kam, wo die Stadt liegen mußte. Nun befiel sie eine große Angst, was aus ihr werden sollte, wenn die Stadt und ihre Cousine darin auch zu Grunde gegangen wären. Als sie aber zuletzt einen Hügel heraufkam, sah sie auf einmal die Stadt vor sich liegen und ganz unversehrt. Da faßte sie wieder Mut und ging eilends voran, bis sie am Thore ankam. Nun wollte sie der Wächter nicht einlassen, denn sie war durch das Elend so heruntergekommen, daß sie wie eine Landstreicherin aussah. Als sie aber nach dem Herrn Hemming

fragte, dem Manne ihrer Cousine, und sagte, daß sie mit ihm verwandt sei, da gab man ihr einen Mann mit, der sie zu ihm führen sollte und der erzählte ihr unterwegs, was der Herr Hemming für ein vornehmer und reicher Herr sei.

Darüber freute sie sich wohl, aber doch kam ihr wieder die Sorge, ob ihre Verwandten sie in ihrem Elend wohl aufnehmen und sich ihrer nicht schämen würden.

Als sie eintrat, war ihre Cousine allein zu Hause und die bekam einen furchtbaren Schreck, wie sie sie in ihrem jämmerlichen Zustande sah; dann aber hatte sie alles Mitleid mit ihr und war sehr freundlich, und ebenso auch der Mann, als er nach Hause kam.

Wie sie nun einige Zeit bei ihren Verwandten in guter Pflege gelebt hatte, wurde sie wieder jung und frisch aussehend, und der Mann bemerkte jetzt, wie schön sie war, und fing an, sich in sie zu verlieben.

Auch der Frau war sie sehr angenehm, denn die war immer kränklich, sodaß sie dem großen Haushalte nicht wohl vorstehen konnte, und war

darum froh, daß sie eine Verwandte im Hause hatte, auf die sie sich verlassen konnte.

Esther hatte den Mann auch gern, doch ließ sie sich nichts merken und wußte ihn immer fern zu halten, daß er nicht vertraulich werden konnte.

Nun starb aber nach einiger Zeit ihre Cousine und da hatte sie nichts dawider, als der Hemming ihr eines Tages den Antrag machte, daß sie sich miteinander verheiraten wollten.

Da ward sie auf einmal wieder eine reiche und vornehme Frau, und auch ihr Hofgut, das im Kriege verwüstet worden war, wurde wieder hergerichtet und ein Pächter darauf gesetzt.

An ihr Kind dachte sie wohl oft; aber doch wagte sie nichts zu sagen, denn sie fürchtete, es könne ihr als ein Verbrechen angerechnet werden, daß sie es ausgesetzt hatte, obwohl sie es doch nur aus äußerster Not und zu seinem eigenen Besten gethan hatte.

Als sie dann von ihrem Pächter hörte, daß in dem Dorfe ein Findelkind namens Esther gestorben sei, trug sie auch ihre Trauer im Stillen, sodaß ihr niemand etwas anmerken konnte.

Eines Tages sah sie in einem Laden ein seidenes Tuch, ganz genau so wie dasjenige, welches sie zu ihrem Kinde in den Korb gelegt hatte, und da kaufte sie eine Anzahl solcher Tücher und ließ sie mit ihrem Mädchennamen zeichnen, ganz grade so wie jenes, und dachte, sie wollte sie öfters zum Andenken an ihr armes Kind tragen.

Das bekam sie aber bald satt und die Tücher blieben unbeachtet im Schrank liegen, denn sie lebte in großem Glück und liebte gar sehr die Veränderung. Nur in einem war sie nicht glücklich; sie bekam noch zwei Knaben, aber beide starben bald nach der Geburt.

Inzwischen wuchs ihr erstes Kind, die Esther, bei armen Taglöhnern heran, die es gefunden hatten; oft in Kummer und Not, aber immer brav und fleißig.

In jener Kriegszeit wurden oft Kinder ausgesetzt, und kurz nach der Esther war wieder ein Mädchen gefunden worden, und das hatte man dann auch Esther getauft, und diese war es gewesen, von der der Pächter gesprochen hatte.

Die andere Esther wurde ein großes schönes

Mädchen, und als es das Alter hatte, heiratete es ein Maurer; der war auch arm, aber auch brav und fleißig wie sie.

Es kam aber wieder einmal eine schwere, teuere Zeit, sodaß sie in dem Dorfe schier nicht mehr so viel verdienen konnten, wie sie zum notdürftigsten Unterhalt gebrauchten; da zogen sie denn notgedrungen fort, um anderwärts Verdienst zu suchen und nahmen ihre paar armseligen Sachen mit sich.

Lange Zeit ging es ihnen sehr schlecht, bis sie endlich in ein Dorf kamen, bei welchem ein großes Schloß stand, das ganz und gar umgebaut wurde.

Da fand der Mann guten Verdienst und auch die Esther; denn die war zu allem sehr geschickt und wurde in der großen Küche angestellt, in der für die vielen Arbeitsleute gekocht wurde.

So hatten sie denn ihr reichliches Auskommen und waren zufrieden und glücklich und dachten, wenn sie es doch nur immer so gut haben könnten auf der Welt.

Einmal war Esther ein wenig unwohl und weil sie grade nichts Eiliges zu thun hatte, so

schlief sie noch, als ihr Mann zur Arbeit ging. Der pflegte sein Frühstück in ein leinenes Tüchlein zu wickeln, konnte es an dem Morgen aber nirgends finden, wohl weil die Esther es zur Wäsche gegeben hatte.

Nun suchte er in dem Kasten, in dem sie ihre Kleider hatte, nach etwas anderem und da fand er ganz unten auf dem Boden ein schönes seidenes Tuch, das er noch nie gesehen hatte. Das dünkte ihm wohl schade, aber doch dachte er wieder, da er bloß Brot und Eier hatte, es werde nichts machen und nahm es und wickelte sein Frühstück hinein.

Als er dann um neun Uhr sein Brot und seine Eier aß, kam zufällig die Edelfrau vorüber, die mit ihrem Manne zusammen das Schloß umbauen ließ.

Wie die das Tuch erblickte, sah sie ihn sehr scharf an und sprach:

Ei, ei! Wo habt Ihr denn das schöne Tuch her?

Der Maurer wurde ganz verlegen, wie sie ihn so scharf ansah und so spöttisch fragte und erwiderte ängstlich: Ich habe es bei meiner Frau gefunden.

Gefunden, sprach die Edelfrau, und bei Eurer Frau, das ist doch merkwürdig, seit wann haben denn arme Maurersfrauen so kostbare seidene Tücher, laßt doch einmal sehen.

Damit hob sie das Tuch auf, betrachtete es genau und sprach:

Wie wunderbar! Das ist ja auch grade so gezeichnet wie meine Tücher.

Darauf rief sie ein paar Diener und hieß den Maurer ihr folgen.

Nun führte sie ihn an einen Kleiderschrank, nahm einige seidene Tücher hervor und zeigte sie ihm, und wirklich waren die ganz genau so, wie seines.

Dann zählte sie die Tücher nach und da fehlten zwei davon, die ihr wahrscheinlich ihre Dienerinnen weggenommen hatten.

Da nun der Maurer auch vor kurzem eine Arbeit in dem Zimmer ausgeführt hatte, in dem der Schrank stand, so half ihm alles Leugnen und Beteuern nichts; er wurde verhaftet und ins Gefängnis abgeführt.

Als Esther kam, um in der Küche zu helfen, wurde sie mit bösen Worten fortgeschickt. Ihr



Mann hätte ein kostbares Tuch gestohlen, sie sollte sich nur schnell fortpacken, wenn sie nicht auch in den Turm wollte, denn sie hätte jedenfalls darum gewußt.

Da ging sie in ihr armseliges Stübchen zurück und weinte und jammerte ganz bitterlich:

Ach, wie sind wir Armen doch so traurig daran, mögen wir noch so treu und ehrlich sein und uns schinden und plagen für unser jämmerliches Leben, so traut man uns doch Schlechtes zu, bloß weil wir bedürftig sind. Was soll nun aus mir armem Weibe werden. Mein lieber, guter Mann, der doch gewiß so unschuldig ist wie ich, sitzt im Turm und ich komme vielleicht auch hinein und Geld habe ich auch keins und Arbeit auch nicht.

Als sie so in ihrem großen Kummer da saß, fiel ihr das seidene Tuch ein, das sie immer mit sich führte und wovon ihre Pflegeeltern ihr gesagt hatten, daß es ihr noch einstmals Glück bringen könne. Und wie schon öfters in trübseligen Zeiten, wollte sie es hervorsuchen und sich an dem Anblick stärken. Da fand sie aber, daß es fort war. Nun wollte sie zuerst ganz verzwei-

feln, denn sie glaubte, daß jetzt alle Hoffnung auf Glück verloren sei. Dann besann sie sich aber, daß die Leute gesagt hätten, ihr Mann hätte ein Tuch gestohlen, und da kam ihr eine Ahnung, daß vielleicht ihr Mann das Tuch mitgenommen haben und daß dadurch ein Irrtum entstanden sein könnte.

Deshalb ging sie nach dem Schlosse zurück und dort traf sie einen alten Diener, der sie sehr gern hatte, weil sie eine hübsche junge Frau war und immer freundlich zu ihm. Den bat sie, er möchte doch der Edelfrau sagen, daß sie mit ihr sprechen wollte wegen ihres Mannes. Alsbald kam er aber mit bösem Bescheid zurück, denn die Edelfrau hatte gesagt, sie solle sich sogleich fortpacken, sie sei noch schlechter wie ihr Mann und habe ihn angestiftet, denn für ihn sei das Tuch nicht viel wert, wohl aber für sie.

Da bat sie ihn gar sehr, daß er doch noch einmal gehen und ihr sagen möchte, sie wollte alles bekennen, wie es mit dem Tuche gegangen sei.

Das war aber sehr klug von ihr, denn nun wurde die Edelfrau neugierig, weil sie glaubte,

sie wolle ein Geständnis machen, und ließ sie vor sich.

Esther bat nun zuerst, daß ihr das Tuch gezeigt werden möchte, das ihr Mann gestohlen haben sollte.

Das geschah denn auch und als sie sah, daß es ihr Tuch war, wurde sie sehr freudig und sprach:

Dieses Tuch habe ich besessen, so lange ich denken kann und habe es immer wohl aufbewahrt, sodaß auch mein Mann es bisher nicht gesehen hat; denn ich bin ein Findelkind und dieses Tuch ist in dem Körbchen gefunden worden, in dem ich ausgesetzt war, und meine Pflegeeltern haben mir gesagt, daß es mir Glück bringen soll.

Da kam der Edelfrau die Erinnerung wieder, denn sie war die Esther, die den Hemming geheiratet hatte, und sie schickte alle fort, sodaß sie mit der Maurersfrau allein war. Dann fragte sie:

In welchem Dorfe bist Du aufgefunden worden?

Da nannte die das Dorf, in welchem die Mutter sie ausgesetzt hatte.

Nun war eigentlich kein Zweifel mehr, nur daß sie gehört hatte, daß die Esther gestorben sei.

Darum sprach sie weiter:

Ich habe gehört, daß ein Findelkind namens Esther in Eurem Dorfe gestorben ist.

Das ist auch richtig, erwiderte die Maurersfrau, es ist kurz nach mir ein anderes Mädchen gefunden und auch Esther getauft worden und das ist gestorben.

Ist auch ein Täfelchen bei Dir gefunden worden, fragte die Edelfrau.

Ja, ich habe es bei mir in meinem Kasten, erwiderte Esther.

So geh und hole es, sprach die Edelfrau.

Als nun Esther das Täfelchen brachte, da fiel ihr die Edelfrau um den Hals und weinte bitterlich und sagte ihr, daß sie ihre Mutter sei.

Darüber kam der Mann herzu und wunderte sich sehr, wie er sah, daß seine Frau die Maurersfrau in den Armen hielt, und als er gar hörte, daß sie ihre Tochter sei, wurde er sehr zornig. Doch wurde er wieder ruhiger, als die Frauen ihm erzählten, wie alles gekommen war. Und zuletzt freute er sich sogar und sprach:

Es ist ganz gut, daß der liebe Gott alles so gefügt hat. Da haben wir nun auf einmal ein schönes großes Töchterchen, da wir schon daran verzweifelt waren, daß wir noch Nachkommenschaft bekommen könnten. Und nun müssen wir auch gut für sie sorgen.

Da wurden sogleich ein paar schöne große Zimmer im Schloß für Esther eingerichtet und sie wurde mit schönen Kleidern angethan wie die Edelfrau.

Nach dem Maurer war sogleich geschickt worden, daß er aus dem Gefängnis gelassen werde, und als der nun seine Frau in den schönen Zimmern und mit den schönen Kleidern sah, wußte er gar nicht, was er sich dabei denken sollte.

Alsbald schenkte der Hemming der Esther ein großes Hofgut, und da nahm sie ihre Pflegeeltern zu sich und hielt sie hoch in Ehren. Dann lebten sie noch alle lange Zeit in großem Glück.

III.

Die drei Pilger.

(Ein Kindermärchen.)

Die drei Pilger.

(Ein Kindermärchen.)

Nahe bei einer Stadt wohnte einst eine reiche Witwe mit ihrem einzigen Töchterchen Marguerite auf einem großen, schönen Hofgut.

Die Marguerite war wohl von Herzen ein gutes Kind, aber sie wurde gar sehr verwöhnt und verzärtelt, und so kam es, daß sie übermütig und launisch wurde und zu viel an das eigene Wohlbehagen dachte und sehr wenig an das anderer Leute.

War sie allein, so wurde ihr bald die Zeit lang, und hatte sie Gespielinnen, so bekam sie sie bald überdrüssig, oder zankte sich mit ihnen, wenn sie nicht in allen Dingen genau so wollten, wie sie.

Etliche Stunden von dem Hofgut entfernt in einem Dorfe lebte eine Schwester der Witwe mit

ihrem Manne und ihren Kindern; die hatte eine Tochter Marie, die mit der Marguerite in gleichem Alter stand.

Als es nun der Marguerite wieder einmal zu einsam wurde, bat sie ihre Mutter, sie möchte doch die Marie für einige Zeit zu sich laden, daß sie ein wenig Gesellschaft hätte. Das that die denn auch, wie überhaupt immer alles sogleich geschah, was die Marguerite nur wünschen mochte.

Die Marie war nun ein gar gutes, bescheidenes und gefälliges Kind und zudem hatte sie eine große Ehrfurcht vor ihren reichen Verwandten, denn ihre Eltern besaßen nur wenig und hatten zudem viele Kinder.

Darum war sie nun ihrer Cousine in allem und jedem zu Willen, mochte die noch so eigensinnig und unvernünftig sein. So ging es denn eine ganze Weile gut, aber zuletzt bekam die Marguerite sie doch satt, grade weil sie ihr niemals entgegen war; und da bat sie ihre Mutter, sie möchte doch die Marie wieder fortschicken.

Ach, sprach da die Mutter, was bist Du doch für ein wetterwendisches und undankbares Mäd-

chen; man soll doch freundlich sein gegen die Leute und besonders gegen arme Verwandte, Du aber behandelst die arme Marie schlechter, wie eine Magd, und doch ist die stets freundlich und thut, was sie Dir nur an den Augen absehen kann — was hast Du nur gegen sie?

Ich kann sie nicht mehr ausstehen, erwiderte die Marguerite, und das kannst Du ihr sagen, damit sie geht.

Das kann ich ihr wohl nicht gut sagen, sprach die Mutter, aber ich will schon einen passenden Vorwand finden, daß sie geht. Nun sei Du aber recht freundlich zu ihr, daß sie nicht traurig fortgeht und bitte sie, daß sie bald wiederkommt, und mache ihr ein Geschenk zum Abschied.

Die Marguerite zog ein schiefes Mäulchen und sprach: Auf ein Geschenk soll es mir nicht ankommen.

Nun, sagte die Mutter, so will ich die Marie ein wenig ausfragen, damit Du ihr auch etwas schenkst, was ihr gefällt. Und nicht lange hernach sagte sie ihr, daß die Marie gern ihre weiße Taube haben möchte.

Was! die weiße Taube, erwiderte die Marguerite, nein, die gebe ich nicht her, nun und nimmermehr, die ist mir grade das Liebste von allem, was mir gehört.

Das war aber gar nicht wahr; sie hatte sich über die Taube wohl anfänglich sehr gefreut, aber bald hatte sie sich nicht mehr um sie bekümmert und sie kaum mehr angeschaut. Jetzt kam es ihr bloß wieder so vor, als ob ihr an der Taube viel gelegen wäre, weil sie sie der anderen nicht lassen mochte aus Mißgunst.

Die Mutter schalt sie wieder und sagte ihr, sie sollte sichs die Nacht überlegen und ihr morgen eine bessere Antwort geben.

Die Marguerite dachte aber, als sie ins Bett ging, sie wollte die Taube ganz gewiß nicht hergeben, morgen nicht und auch keinen anderen Tag.

Als sie nun eingeschlafen war, hatte sie einen gar bösen Traum. Räuber fielen in ihr Haus ein, so träumte sie, und schlugen ihre Mutter vor ihren Augen tot und raubten alle Kostbarkeiten. Und dann wurde sie selber von ihnen in einem Winkel gefunden, wo sie sich versteckt

hatte, und mit fortgeschleppt, so viel sie auch weinte und bat. Dann ließen sie sie mitten in einem großen finsteren Walde allein und liefen fort. Da hatte sie nun schreckliche Angst und wußte nicht woher und wohin und ging in der Irre umher, bis sie aus Zufall auf eine Straße traf; und da kam ein schöner Reitersmann des Weges geritten. Auf den lief sie zu und bat ihn gar sehr, daß er sie doch in ihr Haus zurückführen möchte. Aber während sie sprach, verstellte sich dessen Gesicht ganz und gar und wurde sehr häßlich und böse; und als sie geendet hatte, antwortete er mit einer schrecklichen Stimme: Ich kenne Dich wohl, Du bist die Marguerite und bist ein böses, unbarmherziges Mädchen. Mach, daß Du hinwegkommst, und ich will Dir wünschen, daß Du so recht ins Elend kommst, damit Du weißt, wie es thut, und später vielleicht auch Mitleid hast mit anderen Menschen. Damit war er verschwunden und sie war wieder allein in dem finsteren Walde und ging in großer Angst weiter. Da kam ihr auf einmal die Marie entgegen und war so lieb und gut wie immer und fragte sie, warum sie so traurig sei. Und

als sie ihr nun erzählt hatte, was vorgefallen war, da ward die auch sehr betrübt und sprach: Ach, das ist wohl ein schreckliches Unglück, aber komm jetzt mit zu meinem Vater; Deine Mutter kann er nicht wieder lebendig machen, aber er wird Dir gewiß gern behilflich sein und wie ein Vater für Dich sorgen. Da ward die Marguerite sehr gerührt über ihre Cousine, daß sie so gut und hilfbereit war in ihrem Unglück und fiel ihr um den Hals und weinte bitterlich. Darüber erwachte sie und dankte zuerst Gott, daß alles nur ein Traum gewesen war; dann aber gelobte sie hoch und teuer, daß sie von nun an freundlich sein wollte gegen jedermann und ganz besonders gegen ihre arme Cousine.

Als sie sich am Morgen angekleidet hatte, fand sie die Marie schon reisefertig. Da ging sie auf sie zu und sprach sehr freundlich: Ach, liebe Marie, wie leid thut es mir, daß Du schon fortgehst. Ich bin nicht so gut zu Dir gewesen, wie Du es verdiënst; aber verzeihe mir nur und trage es mir nicht nach und versprich, daß Du recht bald wiederkommen willst, dann will ich Dich selber in unserem Wagen abholen und mir

alle Mühe geben, daß ich wieder gutmache, was ich an Dir verschuldet habe.

Dann lief sie fort und holte selbst die weiße Taube und sprach: Sieh hier die weiße Taube; ich weiß, daß Du sie gern hast. Nimm sie nur als ein kleines Geschenk freundlich von mir an, und denke zuweilen an mich, wenn Du sie siehst.

Die Marie wußte gar nicht, wie ihr geschah und dankte recht herzlich und kehrte fröhlich heim zu ihren Eltern.

Schon am nächsten Tage, nachdem sie zu Hause angekommen war, kehrten drei Pilgersleute in Mönchskleidern bei ihren Eltern ein und baten um eine Erfrischung. Die wurde ihnen gern gereicht; und als sie sich an Speise und Trank erquickt hatten, fragte die Mutter, ob sie nicht für den Abend und die Nacht bei ihnen bleiben wollten. Da erwiderten sie aber: O nein, es ist ja noch früher Nachmittag, so bequem dürfen wir es uns nicht machen. Wir möchten gern noch drei oder vier Stunden gehen, wenn wir dann nur ein gutes Unterkommen für die Nacht hätten.

Wenn Ihr noch vier Stunden gehen wollt,

sagte die Mutter, so könnt Ihr ein sehr gutes Unterkommen finden bei meiner Schwester; ihr Hofgut liegt nicht weit von der Stadt, nach der Ihr wollt, an Eurem Wege.

Ja, ist sie aber auch zu Hause, fragte einer der Pilger, und wird sie Platz genug haben und uns beherbergen wollen?

Habt keine Sorge, erwiderte die Frau, sie ist reich und wohnt mit ihrem einzigen Kinde ganz allein in einem großen schönen Hause; das Gesinde schläft in einem Nebenhause. Sie wird sich gewiß sehr freuen, wenn sie so fromme und vornehme Herren bei sich aufnehmen kann.

Als sie sich dann verabschieden wollten, sagte sie noch: Ach, das hätte ich fast vergessen; der Weg der Landstraße nach ist sehr weit; aber es gibt einen Fußweg, es geht zuerst auf einem Bergpfad drei Stunden durch den Wald, mein Bub, der Peter, kann mitgehen und Euch den Pfad führen.

Sie meinten aber: Wir werden den Pfad schon finden, laßt Euren Buben nur daheim.

Nein, nein, erwiderte sie, wenn Ihr die Gegend nicht kennt, könnt Ihr den Weg unmöglich

finden; und dem Peter machts ein Vergnügen, Euch zu führen, er ist ohnehin den ganzen Tag im Wald.

Da mußten sie sich gefallen lassen, daß der Peter mitging, obwohl es ihnen nicht recht genehm war.

Als sie schon eine gute Strecke gegangen waren, fingen die Pilger an, in einer fremden Sprache miteinander zu reden.

Das trifft sich gut, sagte der erste, daß die Witwe mit ihrem Kinde ganz allein im Hause schläft; wir können ruhig abwarten, bis sie beide eine Weile im Bette liegen und sie dann im Schlafe überfallen.

Ja, sagte der zweite, dann knebeln und binden wir sie und suchen hernach ganz in Ruhe zusammen, was wir an Kostbarkeiten finden; ich weiß schon, wo wir zu suchen haben.

Nein, sagte der dritte, so einfältig werden wir nicht sein und sie bloß knebeln, wir schneiden ihnen die Kehle durch, das ist viel sicherer, dann können sie hernach nicht mehr sagen, was ihnen gestohlen worden ist und es ist uns lange nicht so leicht auf die Spur zu kommen.

Ja, sagte der erste, das ist sicherer.

Als der Peter das hörte, wollten ihm schier die Haare zu Berge steigen, denn zufällig hatte er die fremde Sprache von seinem Vater gelernt und deswegen alles verstanden. Doch ließ er sich nicht das Geringste merken und dachte nur immer, wie er sich wohl fortmachen könnte.

Das war aber nicht so leicht, denn die Räuber ließen ihn voraufgehen und hielten sich immer dicht an ihm, und wenn er stehen blieb, so blieben sie auch stehen.

Als sie so wieder ein gutes Stück weitergegangen waren, that der eine Räuber einen Fehltritt und glitt einen Abhang hinunter. Dabei schob sich die Mönchskutte in die Höhe und der Peter sah, daß er ein Lederwams darunter trug und einen Gürtel mit vielen Waffen darin.

Sobald er wieder heraufgeklettert war, sagte er zu den anderen in der fremden Sprache: Der Bub hat meine Waffen gesehen und hat sicherlich etwas gemerkt; wir dürfen ihn nicht mehr fortlassen.

Ach was, sagte der zweite, was soll der gemerkt haben. Pilger müssen auch Waffen haben, wenn sie angegriffen werden und sich verteidigen wollen, dabei denkt der sich nichts.

Er hat etwas gemerkt und hat große Furcht, sagte der dritte, ich habe ihn mir scharf darauf angesehen. Fortlassen dürfen wir ihn auf keinen Fall; wir kommen jetzt gleich an das Ende des Waldes und dort ist ein See mit steilen Rändern, da werfen wir ihn hinein, und dann vergeht sicherlich lange Zeit, ehe man seinen Leichnam findet.

Nun war der Peter erst recht übel daran, und je näher sie dem Ende des Waldes kamen, um so größer ward seine Angst.

Da wollte es der Zufall, daß ein Riemen von seinem Schuh sich löste, und er bückte sich nieder und nestelte recht langsam daran herum. Die Räuber gingen weiter, nur der dritte blieb ganz nahe bei ihm stehen.

Als er den Schuh aber fest zugemacht hatte, sprang er unversehens mit einem Satz vom Pfade den Hang hinunter und dann lief er um sein Leben immer die steilen Berghalden gerade herab.

Der Räuber war ihm sogleich nachgesprungen und hatte den anderen zugerufen; aber in ihren Mönchskutten mit dem schweren Lederwams und den Waffen darunter konnten sie ihm nicht folgen und verloren ihn bald aus dem Gesicht.

Da hielten sie nun Rat und der erste meinte: Wenn nicht ein so fetter Bissen zu schnappen wäre, so möchte ich lieber, wir kehrten um.

Ja, sagte der zweite, es ist besser, wir gehen in unseren Unterschlupf zurück, denn die Sache wird zu gefährlich.

Ihr seid nicht gescheit, sprach der dritte, wenn wir so leicht einen so guten Fang aufgeben wollten, würden wir wohl nicht viele Geschäfte machen. In einer Stunde sind wir auf dem Hofgut und der Bursche braucht drei, bis er heimkommt; wir haben also einen Vorsprung von wenigstens sechs Stunden. Auch kann sein Vater uns nicht allein nachsetzen, sondern muß erst Hilfe bei den Nachbarn suchen, und die werden es nicht allzu eilig haben, hinter gefährlichem Raubgesindel herzujagen. Besser wäre es ja immerhin gewesen, der Bub wäre uns nicht entwischt, aber wir behalten auch so noch Zeit genug, und wagen müssen wir etwas bei unserem Geschäft.

Da machten sie sich denn wieder rüstig auf den Weg und kamen bald an das Hofgut der Witwe.

Die nahm sie sehr freundlich auf und setzte ihnen sogleich kalte Speisen und Wein vor und sagte, sie möchten sich einstweilen daran erquicken, sie wollte ein schönes Abendessen herrichten, wie es sich für so fromme und vornehme Herren paßte.

Die Pilger baten sie zwar sehr, sie möchte sich doch keine Umstände machen — denn sie hätten es lieber gesehen, wenn sie früh zu Bett gegangen wären —, aber das half nichts, weil die Witwe gern zeigen wollte, wie gut bei ihr Küche und Keller bestellt wären.

Da ging es nun an ein Schlachten und Backen und Braten, und als schier drei Stunden herum waren, war noch nicht alles fertig; doch konnte es nicht mehr lange währen. Darum ging jetzt die Marguerite hinauf in ihr Zimmer im ersten Stock, um sich noch ein wenig schön zu machen vor dem Essen. Auf einmal bekam sie einen großen Schreck, denn von außen wurde an das Fenster geklopft; doch faßte sie sich ein Herz, und weil es schon längst Nacht geworden war, sodaß man draußen nur schwer etwas erkennen konnte, trat sie an das Fenster heran, um zu sehen, was es sei.

Da sah sie, daß die weiße Taube, die sie der Marie geschenkt hatte, mit dem Schnabel gegen die Scheiben pickte. Die ließ sie nun herein und gewahrte, daß ihr ein Briefchen um den Hals gehängt war.

Als sie den Brief las, erschrak sie sehr; denn darin stand, daß die Pilger Räuber wären und sie und ihre Mutter umbringen wollten.

Das war so zugegangen: Der Peter war in der größten Eile nach Hause gelaufen und hatte erzählt, was er von den Räubern erlauscht hatte. Da war nun guter Rat teuer, der Vater allein konnte ihnen nicht nachsetzen und die Nachbarn würden nicht gern mitgehen, das wußte er, und sich jedenfalls lange besinnen.

So rieten sie denn hin und her, bis auf einmal die Marie rief: Ei, wir könnten der weißen Taube einen Zettel anbinden und sie fliegen lassen; die fliegt gewiß nach ihrem gewohnten Platze zurück.

Und so geschah es und das Glück wollte es, daß sie noch grade rechtzeitig ankam, denn hätten sie auf dem Hofgut schon beim Essen gesessen, so hätte wohl niemand etwas gemerkt.

Als die Marguerite den Brief gelesen hatte, stieg sie eiligst herab in die Küche und zeigte ihn ihrer Mutter. Die erschrak zuerst auch sehr, hatte sich aber bald wieder besonnen und sprach: Geh' Du jetzt gleich in den Stall und sage dem Johann, daß er satteln und vor dem Hofthor mit dem Pferde warten soll. Ich werde rasch einen Brief schreiben an den Bürgermeister in der Stadt, daß er Wachmannschaften herausschickt und wie die es machen sollen, daß sie die Mörder gut überrumpeln. Du trägst hernach den Brief heraus und sagst dem Johann, daß er sich eilen soll so viel wie nur möglich.

So geschah es auch, und als der Bote mit dem Brief fort war, setzten sie sich zum Essen; und die Witwe und ihre Tochter waren so munter und freundlich, daß die Räuber nichts Böses ahnten. Nur das war ihnen etwas verdächtig, daß die Thür nach einem Nebenzimmer offen blieb und alles Gesinde, Knechte und Mägde, sich dort auch zum Essen setzte; doch dachten sie, die werden schon gehen, wenn es Schlafenszeit ist.

Als sie schon eine gute Weile getafelt hatten, wurde ein großer bewaffneter Mann hereinge-

führt; das war der Hauptmann von den Wächtern. Der ging auf die Witwe zu und sprach: Ach, Frau Base, nehmts doch nicht übel, daß ich Euch so spät noch ins Haus falle. Dann wandte er sich um und fragte: Wer sind denn die fremden Herren da?

Das sind fromme Pilgersleute, antwortete die Witwe, bei denen habt Ihr Euch zu bedanken, daß Ihr so spät noch so gut zu essen vorfindet und nun setzt Euch und thut mit.

Als er eine Weile gegessen und getrunken hatte, fragte sie wieder: Nichts für ungut, Herr Vetter, aber wo kommt Ihr denn so spät her, Ihr könntet wohl ein wenig früher kommen, wenn Ihr mich besuchen wollt.

Ach, antwortete der mürrisch, da ist in der Stadt das Gerücht aufgekommen, daß unten im Walde Räuber versteckt sein sollen, und nun muß ich die ganze Nacht mit meinen Leuten im Walde herumfahren hinter dem Gesindel her.

Den Räubern war es zuerst sehr unheimlich gewesen, daß ein bewaffneter Herr angekommen war, als sie aber hörten, daß er bald wieder fort mußte und nach ihnen in der kalten Nacht

im Walde suchen sollte, während sie so schön warm saßen, da hätten sie beinahe gelacht.

Die Witwe aber fragte wieder: Wo habt Ihr denn Eure Leute gelassen?

Die sind in der Gesindestube, antwortete der Hauptmann.

Ach, das ist doch unrecht, so arme Teufel wollen auch einmal etwas Gutes haben, laßt sie hier hereinkommen, so will ich gleich einen Tisch für sie decken lassen.

Das wäre doch wohl bedenklich, erwiderte der Hauptmann, sie könnten leicht einen dicken Kopf bekommen vom Weine und hernach schläfrig werden in der kalten Nacht.

Ach was, sagte die Witwe, ich werde schon sorgen, daß sie nicht zu viel Wein bekommen.

Darauf ließ sie einen Tisch decken, grade hinter den Räubern und schickte nach den Wächtern.

Die kamen alsbald herein, sechs an der Zahl und setzten sich.

Als eben die erste Schüssel für sie gebracht wurde, pfiff der Hauptmann und im Nu war jeder der Räuber von zwei Wächtern gepackt, zu Boden geworfen und gefesselt.

Da lachte der Hauptmann und sprach zu ihnen: Ei, Ihr Herren, wie seid Ihr doch gar so freundlich gewesen; wir glaubten, wir würden die ganze Nacht nach Euch im Walde suchen müssen und nun kommt Ihr uns schon hier entgegen im warmen Zimmer und bei gutem Essen.

Dann tafelte er mit der Witwe gar lustig weiter und nach einer Weile trank er den Räubern zu und sprach: Auf Euer wohl, Ihr werdet es nötig haben, denn man wird vielleicht in den nächsten Tagen etwas unsanft mit Euch umgehen, Bescheid thun braucht Ihr mir für dies Mal nicht.

So hatte er noch eine Zeit lang seinen Spaß mit ihnen und dann ließ er sie auf einen Wagen packen und in die Stadt fahren; dort wurden sie später jämmerlich hingerichtet.

Die Marguerite aber dachte ihr Leben lang an ihren Traum, und wie sie vor Unglück bewahrt worden war, weil sie ihrer Base aus gutem Herzen ein kleines Geschenk gemacht hatte.

IV.

Sagen mit christlich-sittlicher Tendenz.

1) Der böse Pflegevater.
2) Der Teufelsbanner.
3) Die böse Schwiegermutter.

I.

Der böse Pflegevater.

In alten Zeiten lebte ein Paar reicher und vornehmer Leute auf seinem Schloß. Sie hatten nur ein Kind, einen Sohn namens Rudolph; der war ein schöner und gescheidter Knabe, und es schien, daß er auf der Welt nichts als Glück und Freude zu erwarten hätte.

Da starb aber eines Tages der Vater an einer bösen Krankheit und bald darauf auch die Mutter, und der Rudolph kam mit seinem großen Erbe in die Pflegschaft von seines Vaters Bruder, namens Gebhard.

Der Gebhard war auch ein reicher und mächtiger Mann, aber ein wüster Schlemmer und Spieler, und wenn er nicht eine so kluge und erfahrene Frau gehabt hätte, die alles in guter Ordnung hielt und alle Sorgen und Arbeiten

auf sich nahm, die eigentlich dem Manne zugestanden hätten, so wäre er wohl in Verlegenheit gekommen trotz seines Reichtums.

Auch über das Erbe des Rudolph hielt sie ihre Hand, sodaß ihr Mann nichts von den Einkünften für sich verwenden konnte, wie er es vielleicht gern gethan hätte.

Wenn nun der Gebhard zuweilen Mangel an Geld verspürte, so dachte er wohl daran, wie gut es doch sein Neffe Rudolph einst haben werde, denn dessen Vermögen war noch sehr viel größer wie das seinige; und da fiel ihm eines Tages auch ein, daß er ja der einzige Erbe des Rudolph sein würde, wenn der etwa sterben sollte. Dabei dachte er noch an nichts Böses; doch ließ der Teufel ihn nicht wieder von dem Gedanken los und hielt ihm immer wieder vor, wie herrlich es wäre, wenn er jene große Erbschaft machte. Bald hatte er nichts Anderes mehr im Kopf und da kamen ihm nach und nach böse Gedanken, wie er seines Bruders Kind aus der Welt schaffen könne.

Um die Zeit kam zu seiner Frau ein sehr schönes Mädchen in Dienst, namens Mathild.

Gebhard hatte schon lange einen Mann im Dienst, Piedro mit Namen, der die Aufsicht hatte über das andere Gesinde. Der verliebte sich nun über alle Maßen in die Mathild und ging ihr nach, wo er nur konnte; und sie hatte ihn auch gern, oder sie that wenigstens so.

Als er ihr aber Heiratsanträge machte, da sagte sie: Ach, ich habe noch keine Eile, auch will ich nur einen Mann heiraten, der so viel Vermögen hat, daß er mich gut und vornehm halten kann.

Der Piedro hatte sich schon ziemlich etwas zusammengespart und fragte sie, wie viel sie denn wohl meinte, daß ihr Mann haben sollte.

Da nannte sie aber einen Betrag, der weit über sein Vermögen war; und als er sie dann doch noch bat, daß sie ihn nehmen möchte, weil sie ja ganz gut auskommen könnten, da lachte sie ihn aus und sprach: Einen so armen Schlucker will ich nicht, da bleibe ich lieber ledig, schaffe erst Geld, wenn Du ein Mädchen heiraten willst wie mich.

Darüber ward der Piedro gar still und traurig, sodaß es allen auffällig war, die ihn sahen,

denn bis dahin war er der lustigste Kamerad gewesen. Ach seinem Herrn fiel die Veränderung auf und er fragte ihn eines Tages, was ihm denn zugestoßen sei. Da wollte er zuerst nicht mit der Sprache heraus, aber dann erzählte er ihm doch alles, wie es ihm mit der Mathild ergangen war und weinte dazu wie ein Kind.

Als der Gebhard ihn so verliebt sah, kam ihm wieder ein böser Gedanke, denn er wußte, was ein Verliebter alles zu thun imstande ist, wenn er damit zu seinem Ziel kommen kann. Darum sprach er: Das ist wohl viel, was die Mathild verlangt; dennoch möchte ich Dir wohl so viel geben, daß Du genug für sie hättest, aber ein schlimmes Stück Arbeit müßtest Du dafür auf Dich nehmen.

Ach Herr, antwortete der Piedro, ich will alles thun, was es auch sein mag, wenn nur die Mathild meine Frau wird.

Da redete Gebhard ein Langes und Breites, bis Piedro endlich verstand, daß er den Rudolph umbringen sollte.

Darüber erschrak er sehr, denn er war kein böser Mann und hatte den Rudolph sehr gern,

wie alle die ihn kannten; und als er sich eine Weile besonnen hatte, sprach er:

Alles hätte ich gern gethan, wenn ich es mit Recht hätte thun können, auch wenn es das Schwerste gewesen wäre, aber jenen unschuldigen Knaben umbringen, das kann ich nicht.

Gut, sagte Gebhard, ich verlange es ja auch nicht von Dir. Uebrigens gebe ich Dir acht Tage Zeit, Dich zu bedenken, und wenn Du bis dahin keine andere Antwort bringst, so werde ich dafür sorgen, daß die Mathild sogleich fortgeschickt wird, denn ich will im Schloß keine Liebschaften ohne Heirat.

Nun geriet der Piedro ganz in Verzweiflung, sodaß er nicht mehr schlafen und nicht mehr essen konnte. Endlich, als fast schon eine Woche herum war, dachte er, er wollte einmal mit der Mathild sprechen, was die ihm wohl raten werde. Und sobald er sie einmal allein traf, sprach er zu ihr: Ach Mathild, wie ist es doch schlimm, daß Dein Sinn so sehr auf Geld und Gut steht; ich könnte jetzt wohl haben, was Du verlangst, aber ich müßte eine schwere Unthat begehen.

Da lachte sie und erwiderte: Schaffe nur das Geld; wo Du es her bekommst, das soll mich wenig kümmern.

Oh, sagte er, wenn Du wüßtest, was ich thun soll, so würdest Du gewiß nicht so sprechen.

Sie erwiderte aber: Ich habe Dich sehr lieb und möchte Dich so gern zum Manne, möchtest Du auch gethan haben, was auch immer. Und dann that sie so verliebt und verdrehte ihm so den Kopf, daß er nicht mehr Herr war über seine Gedanken.

So ging er denn noch an demselben Abend zu seinem Herrn und sagte ihm, daß er ausführen wollte, was er von ihm verlangt hätte.

Der gab ihm zur Antwort, daß er ihm noch näheren Bescheid geben werde.

Bald darnach bekam der Rudolph eine leichte Krankheit wie Schnupfen oder dergleichen. Gebhard ließ aber einen Arzt kommen, den er von lange her kannte, und besprach sich mit ihm und der mußte erklären, daß es eine böse und ansteckende Krankheit sei.

Da verlangte er nun von seiner Frau, daß sie mit den Kindern fortreisen sollte, damit sie nicht auch angesteckt würden.

Die Frau wollte durchaus nicht, denn sie hatte den Rudolph so lieb, als wäre er ihr eigenes Kind gewesen und sagte, sie wollte schon achtgeben, daß die Kinder nicht mit ihm zusammen kämen; aber der Mann gab nicht nach, und so mußte sie denn wohl oder übel abreisen.

Als sie fort war, ließ er den Piedro kommen und sprach: Ich werde jetzt überall erzählen, daß der Rudolph an einer bösen und sehr ansteckenden Krankheit schwer darniederliegt und bald sterben muß. Du ganz allein sollst ihm aufwarten und bei ihm im Zimmer bleiben und darfst wegen der Ansteckung niemanden herein lassen, wer es auch sein mag. Gegen Abend werde ich fortreiten und erst morgen Vormittag wiederkommen. Wenn ich fort bin, bringst Du ihn um und legst ihn in einen Sarg und machst den Sarg sogleich fest zu. Wenn ich morgen zurück bin, werde ich anordnen, daß er sogleich begraben und der Sarg nicht mehr geöffnet wird wegen der Ansteckung. Sobald er begraben ist, bekommst Du Dein Geld und kannst die Mathild heiraten, wann es Dir beliebt.

Da saß nun der Piedro den ganzen Tag beim Rudolph in großer Bekümmernis, und als am Abend sein Herr fortgeritten war, konnte er schier nicht mehr sprechen, so weh war ihm ums Herz.

Und der Rudolph war so recht munter und versuchte ihn immer aufzuheitern und zuletzt am Abend, als der Piedro gar nicht mehr sprechen wollte, fing er an, ihn zu necken und sprach: Piedro, ich glaube, Du bist verliebt und denkst an Deinen Schatz.

Ach, sagte Piedro, was weißt denn Du von Verliebtsein und von einem Schatz.

Oho, erwiderte Rudolph, so dumm bin ich auch nicht mehr; und daß ich Dirs nur gleich sage, ich weiß auch, wer Dein Schatz ist: die Mathild ists und ich habe Euch kürzlich belauscht, wie sie Dir immer schön that und Dir zuredete, daß Du etwas thun solltest, ich weiß aber nicht, was es war.

Dazu lachte er recht herzlich; aber dem Piedro stieg das Blut in den Kopf vor Zorn und Scham, und da war es ihm nicht mehr so zuwider, sich an dem Rudolph zu vergreifen, und

er zog rasch seinen Dolch und stürzte auf ihn los.

Sie hatten aber einen langen Tisch zwischen sich und als Rudolph ihn mit dem Dolch auf sich zustürzen sah, hielt er es für Spaß und rannte um den Tisch herum und drüber hinweg und drunter hindurch und rief dazu in einem fort aus Neckerei:

Die Mathild ist doch Dein Schatz, die Mathild ist doch Dein Schatz — und sie hat Dir schön gethan, ja sie hat Dir schön gethan, ich habe alles mit angesehen.

Zuletzt merkte er aber an Piedros bösem Gesicht, daß es ihm doch ernst war und da rief er: Ach Piedro, bist Du denn rasend geworden, ach lieber Piedro, was habe ich Dir denn gethan, ach Piedro, so laß doch nach, ich kann ja nicht mehr laufen, ach Piedro, ich habe Dir doch nie etwas zuleide gethan.

Piedro aber ließ nicht nach und war immer dicht hinter ihm her und jetzt stolperte der Rudolph und fiel zu Boden.

Da sah aber der Piedro auf einmal einen Mönch vor sich stehen und bekam einen solchen

Schreck, daß er in die Kniee sank, denn er glaubte nicht anders, als daß ein Geist gekommen wäre, um dem armen Rudolph beizustehen.

Es war indes alles ganz natürlich zugegangen. Der Mönch war in das Schloß gekommen, um ein Almosen zu fordern, hatte aber niemanden getroffen, weil aus Furcht vor Ansteckung kein Mensch im Schlosse geblieben war; er hatte aber den Lärm gehört und war dem nachgegangen und so in das Zimmer gekommen, in dem Rudolph und der Piedro waren.

Als er gesehen hatte, was vorging, sprach er zum Piedro: Danke Gott, daß er mich gesandt hat, Dich vor einer furchtbaren Unthat zu bewahren und thue Buße, daß Deine schwere Schuld Dir vergeben wird.

Piedro hatte nun schon den ganzen Tag schreckliche Gewissensbisse gehabt und sich Hölle und Teufel vorgestellt; darum war er jetzt in seinem Schreck so zerknirscht, daß er dem Mönch alles gestand, von seiner Liebschaft mit der Mathild und wie der Gebhard ihn bestochen und die Mathild ihm zugeredet hatte.

Als er zu Ende war, besann sich der Mönch

eine Weile und sprach dann: Wenn Du die schwere Schuld wieder gut machen willst, die Du auf Dich geladen hast, so mußt Du vor allem durch Thaten beweisen, daß Deine Reue echt ist und opferwillig. Vor allen Dingen mußt Du jenem schändlichen Weibe entsagen, der Mathild — willst Du das?

Ja, sagte Piedro, ich will es und will alles thun, was Ihr mir auferlegt.

Da sprach der Mönch weiter: Den armen Knaben können wir nicht hier lassen, denn wenn Du ihn auch jetzt verschonst, so wird doch der Gebhard bald einen anderen finden; darum ist mein Rat der: Ich nehme den Knaben mit mir in unser Kloster; das kann in dieser finsteren Nacht wohl unbemerkt geschehen, auch kann ich ihn noch unter meiner Kutte verbergen. Du legst ein paar große Steine in den Sarg und machst ihn dann fest zu, wie Dein Herr es Dir befohlen hat. Kommt er morgen zurück, so sagst Du ihm, daß Du alles richtig ausgeführt hast; dann nimmst Du aber den Sündenlohn nicht an, sondern machst Dich fort, so bald Du kannst, aber erst nachdem der Sarg eingegraben ist,

damit wir Gewißheit haben, daß niemand etwas gemerkt hat.

So geschah es auch: Der Mönch nahm den Rudolph mit und Piedro legte Steine in den Sarg und machte ihn fest zu. Als Gebhard am anderen Morgen zurückkam, befahl er, daß die Beerdigung sogleich geschehen und der Sarg nicht mehr aufgemacht werden sollte wegen der Ansteckung.

Nach der Beerdigung wollte er dem Piedro sein Geld geben und schickte nach ihm; da bekam er aber zu seinem großen Erstaunen den Bescheid, daß der nirgends zu finden wäre; und als dann Tage vergingen, ohne daß etwas von ihm gehört oder gesehen wurde, bekam er schon Angst und Gewissensbisse.

Als die Frau zurückkam, war sie ganz untröstlich, weil sie ihren lieben Rudolph verloren hatte; auch mußte sie wohl etwas Böses ahnen, denn sie bekam ein Grauen vor ihrem Manne und ging ihm aus dem Wege, wo sie nur konnte.

Der merkte es wohl, führte aber nur ein um so tolleres Leben, je unheimlicher es ihm wurde. Aber so viel er auch jagen, spielen und trinken

mochte, seine Ruhe fand er doch nicht mehr und oft war er schon so niedergedrückt, daß er heimlich den großen Reichthum verwünschte und gern dem Rudolph das Seinige wiedergegeben hätte.

Nun kam auch noch die böse Krankheit, an der der Rudolph gestorben sein sollte, wirklich in das Land und raffte fast alle seine Zechgenossen hinweg. Dann starb daran seine Frau und dann alle seine Kinder, eines nach dem anderen.

Da schlug ihm das Gewissen so sehr, daß er ganz tiefsinnig wurde und es im Schlosse nicht mehr aushalten konnte und sich vor niemand mehr sehen lassen mochte, sodaß er sich auf seinen entlegensten Meierhof zurückzog.

Da führte er dann viele Jahre lang in tiefster Einsamkeit ein sehr unglückliches Leben, bis er endlich so krank wurde, daß er sein Ende nahe glaubte.

Sein Gewissen und die Angst vor dem Tode quälten ihn so sehr, daß er beschloß, einem Priester alles zu beichten und zu sehen, ob er noch Vergebung finden könnte.

Deshalb schickte er nach einem nahen Kloster; und alsbald kam auch ein Mönch und redete ihm

freundlich zu, daß er ja alles bekennen und nichts verschweigen möchte, was sein Gewissen bedrücken könnte.

Gebhard fing nun auch an, von dem wüsten Leben zu erzählen, das er geführt, und von all den Sünden, die er begangen hatte, ohne daß er das Geringste verschwieg; als er aber an das Begebnis mit dem Rudolph kam, da wollten ihm die Worte nicht über die Lippen, so viel ihm auch der Mönch zuredete.

Endlich fragte er, ob er ihm helfen sollte, und Gebhard nickte dazu mit dem Kopf.

Nun fragte er hin und her nach allerlei Sünden, aber er traf es nicht.

Plötzlich fragte er: Habt Ihr nicht einen Neffen gehabt, mit Namen Rudolph?

Als Gebhard das hörte, fuhr er ganz entsetzt im Bett auf und starrte den Mönch an. Der aber schaute ihn still und freundlich an, bis er wieder ruhiger geworden war, dann sprach er weiter:

Diesen Neffen hattet Ihr in Pflege, und um jene Zeit diente bei Euch ein Knecht namens Piedro.

Bei diesen Worten fuhr Gebhard wieder auf und rief in schrecklicher Angst: Wer bist Du denn, daß Du alles weißt? Bist Du ein Geist und kommst um mich zu quälen?

Nein, sprach der Mönch, seht mich doch nur genau an, ich bin der Piedro, der damals Euer Knecht war und den Ihr zum Mörder machen wolltet, aber zu meinem und zu Eurem Heil hat Gott es anders gelenkt.

Dann erzählte er, wie alles gekommen war: Ihm hatte sein Gewissen keine Ruhe mehr gelassen, bis er in das Kloster eingetreten war, zu dem der Mönch gehörte, der dem Rudolph das Leben gerettet hatte. In dem Kloster war auch der Rudolph aufgezogen worden; nicht wie ein Mönch, sondern in allen Dingen, die für seinen Stand paßten, und war ein schöner, starker Mann geworden. Und jetzt hatte er das Alter, daß er sich und seinem Vermögen selber vorstehen konnte.

Als Gebhard das hörte, ward er wieder froh und sprach: Jetzt hoffe ich, daß mir noch Gnade werden wird, denn alles, was ich habe, soll sogleich dem Rudolph gehören, mein Vermögen

wie das seine, und ich will nur annehmen, was er mir als Gnadenbrot gibt.

So ward nun Rudolph ein sehr reicher und mächtiger Mann. Und Gebhard genas von seiner Krankheit und Rudolph verzieh ihm alles und bat ihn, er möchte doch wieder in sein Schloß ziehen. Gebhard aber wollte nicht, sondern blieb auf dem einsamen Meierhof und führte dort ein stilles, trauriges Leben bis an sein Ende.

II.

Der Teufelsbanner.

In alten Zeiten lebte in einer Stadt ein junger Mann, Hans mit Namen, und in derselben Stadt wuchs ein Mägdlein heran, Marian genannt. Der Hans hatte das Mädchen von klein auf sehr gern und sah es oft; und da ihre Eltern in guter Freundschaft mit einander lebten, so hatten sie nichts dawider, daß sie auch noch öfters zusammenkamen, als sie schon beide herangewachsen waren. Das Mädchen war auch meistens freundlich mit ihm; aber manchmal war es doch so spöttisch und neckisch, daß es ihm wehthat.

Er dachte gar nicht anders, als daß er es heiraten werde, wenn es das Alter hätte; und als es ihm nun so schien, daß es Zeit sei, machte er ihm seinen Antrag. Da lachte es ihn aber hell aus und schickte ihn fort. Darüber wurde

er ganz über alle Maßen unglücklich, denn er hatte sein ganzes Herz an die Marian gehängt und hatte sie lieber wie alles auf der Welt. Er aß und trank nichts mehr und trieb sich ganze Tage lang in den Wäldern herum.

Als er nun eines Tages mitten im wildesten Walde durch eine tiefe, dunkle Schlucht ging und ganz schwindlich war vor Hunger und Müdigkeit, stand plötzlich ein großer magerer Mann vor ihm mit einem hohen spitzen Hut und einem langen schwarzen Rock, der ihm bis auf die Füße ging.

Der Hans bekam einen Schreck und wollte rasch weiter gehen, denn der Mann hatte ein häßliches Gesicht und böse, funkelnde Augen. Da redete er ihn aber mit seinem Namen an und sprach gar freundlich: Du siehst ja ganz verstellt aus, Hans, Dir muß ein großes Unglück zugestoßen sein; sage mir doch, was es ist, vielleicht kann ich Dir helfen.

Ach nein, sprach der, mein Unglück ist zu groß und von der Art, daß niemand auf der Welt mir helfen kann.

Wer weiß, wer weiß, erwiderte der Mann, ich bin ein Gewaltiger und vermag sehr viel; sage

mir nur, was es ist, schaden kann Dir das ja auf keinen Fall.

Da erzählte ihm der Hans was ihm begegnet war.

Der Mann sann einen Augenblick nach und sprach dann: Wenn Dir nun noch heute Abend die Marian um den Hals fällt und dich schön bittet, daß Du doch ihr Mann werden möchtest, was würdest Du dafür wohl thun?

Dem Hans wurde ganz taumlich, wenn er dachte, daß die Marian noch an diesem Abend die seine werden sollte, und darum erwiderte er hastig: Alles in der Welt will ich thun, Du magst verlangen, was Du willst.

Gut, sprach der Mann, die Marian wird die Deine werden, und grade ein Jahr nach der Hochzeit, genau am Hochzeitstage, wird sie Dir ein Knäblein schenken. Du sollst mir nun versprechen und einen Pact mit mir machen, daß dieser Knabe mein sein soll, wenn er das zwanzigste Jahr vollendet hat.

Dem Hans kam dieses Verlangen wohl sehr wunderbar und sehr unheimlich vor; aber er war schon ganz verwirrt und deswegen sagte er zu allem ja.

Da zog der Mann eine Schrift aus der Tasche, breitete sie auf einem Felsen aus und sprach: Du brauchst nur unter diese Schrift Deinen Namen mit Blut zu schreiben, so wird heute Abend noch die Marian die Deine.

Dann ritzte er ihm mit einem kleinen Messer den Finger, fing mit einer Feder etwas Blut auf und drückte sie ihm in die Hand, daß er schreiben sollte.

Und der Hans schrieb, und sobald er geschrieben hatte, war der Mann verschwunden und ihm vergingen die Sinne gänzlich.

Als er wieder zu sich kam, wußte er nicht, ob er in Wirklichkeit mit einem Manne gesprochen, oder ob er nur geträumt hätte. Von einem Menschen war keine Spur zu sehen, nur hie und da im feuchten Moos Abdrücke wie von Pferdehufen.

Dem Hans wurde es jetzt sehr unheimlich und graulich in dem einsamen Walde und er eilte so rasch er konnte der Stadt zu und immer war es ihm, als käme ihm einer auf den Fersen nach und als fühlte er einen heißen Atem ihn anwehen.

Als er der Stadt näher kam, ward ihm wohler, und da sah er ein Mägdlein am Wege sitzen,

das hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und weinte bitterlich, und als er näher herzukam, sah er, daß es die Marian war. Da blieb er stehen und fragte: Marian, warum weinst Du so sehr?

Da stand sie auf und fiel ihm um den Hals und konnte vor Schluchzen kaum die Worte heraus bringen, als sie sprach: Ach, lieber Hans, verzeihe mir doch, ich habe ja auf der Welt keinen Mann lieb als nur Dich allein und will niemands Frau werden, wenn nicht die Deine. Ich wollte Dich ja nur ein wenig necken; Du machtest auch ein gar so dummes Gesicht, wie Du Deinen Antrag anbrachtest.

Da ward der Hans so voll Glückseligkeit, daß er über seinem Glücke alles andere vergaß, auch den Mann im Walde. Und alsbald ward die Hochzeit gefeiert und dann lebten sie herrlich und in Freuden.

Als ein Jahr herum war, schenkte ihm die Marian einen Knaben, genau am Hochzeitstage.

Da ward es dem Hans wieder unheimlich, weil es grade so eingetroffen war, wie der Mann im Walde gesagt hatte.

Von nun an verfiel er oft in tiefe Traurigkeit

und wie die Jahre herumgingen, ward es damit immer schlimmer. Niemand konnte sich das erklären, denn wenn ein Mensch im Glück zu stecken schien, so war es der Hans. Er hatte eine schöne, gute Frau und einen hübschen, kräftigen Buben, der fleißig und gottesfürchtig heranwuchs und dazu viel mehr Geld und Gut wie er gebrauchte. Darum meinten alle es müßte wohl eine Krankheit sein, und er selber sagte auch so, denn er hätte um alles in der Welt nicht sein Weib und Kind wissen lassen mögen, was ihm so viel Angst und Kummer machte.

Es war merkwürdig, zuerst konnte er sich an den Mann nur wie ein Traumbild errinnern, aber mit der Zeit wurde seine Errinnerung immer klarer. An jedes Wort errinnerte er sich, den ganzen Mann, seinen Hut, sein Gesicht, sein Kleid hätte er malen können. Jetzt wußte er auch ganz genau, daß er gehinkt und daß er statt der Füße Pferdehufe gehabt hatte und so konnte er nicht mehr zweifeln, daß der böse Feind oder einer von seinen Helfershelfern ihn überlistet hatte. Und nun dachte er auch immer an den Schein, unter den er seinen Namen mit Blut

geschrieben hatte, und daß darin gewiß sein einziger lieber Sohn dem Satan verschrieben worden sei.

Wie sein Sohn achtzehn Jahr alt war, da konnte er es nicht mehr aushalten, denn Tag und Nacht quälten ihn die Gedanken an ihn und daß der nun schon in zwei Jahren aus seinem jungen Leben zur Hölle fahren sollte.

Als nun um die Zeit ein berühmter Pater in die Stadt kam und predigte und Beichte abnahm, da ging Hans zu ihm und sagte ihm im Beichtstuhl, was ihm damals im Walde begegnet war.

Da machte der Pater ein sehr ernstes Gesicht und sprach: O mein Sohn, da hat Dich Deine Leichtfertigkeit oder das Blendwerk der Hölle in ein großes Unglück gebracht, Dich und Deinen armen Sohn, denn was Satanas hat mit Blut unterschrieben, das reißt ihm wohl so leicht keiner wieder aus den Krallen. Indes komm heute Abend, wenn es dunkel geworden ist, in meine Wohnung, ich will dann sehen, was ich für Dich thun kann.

Als er am Abend kam, fand er den Pater

im Gebet und der hieß ihn ebenfalls niederknieen und beten. Nachdem sie lange Zeit gebetet hatten, nahm der Pater ein Zauberbuch und ließ sich dann auf das genaueste beschreiben, wie der Mann im Walde ausgesehen hatte. Darauf schlug er in dem Buche nach und las die Beschwörung ab.

Und alsbald entstand ein furchtbares Heulen und Sausen und mit einmal stand der Teufel im Zimmer, ohne daß eine Thür aufgegangen war. Er sah genau so aus, wie der Mann im Walde, nur daß er den Hut und den langen schwarzen Rock nicht an hatte.

Du bist der Teufel Musulmuck, redete der Pater ihn an.

Gewiß, Pfaff, was willst Du von mir?

Du hast diesen Mann bethört, daß er seinen Sohn Dir verschrieben hat; aber Du hast kein Recht auf diesen guten und frommen Menschen, gib also den Schein heraus.

Ach, Pfaff, erwiderte der, mach Du anderen was weiß. Du und noch dreißig wie Du, ihr macht mich den Schein nicht herausgeben, denn er ist mit seinem eigenen Blute unterschrieben. Und damit war er verschwunden.

Jetzt weiß ich Dir keinen Rat, sagte der Pater, als Du mußt zum Bischof gehen; dem ist mehr Macht über den Teufel gegeben wie mir.

Als der Hans nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau, daß er einen berühmten Arzt besuchen wollte, der fern von dort wohnte, und sehen, ob der ihn nicht von seiner Traurigkeit heilen könnte, und schon am anderen Tage machte er sich auf den Weg zum Bischof.

Der Bischof ließ auch wieder den Musulmuck kommen und sagte ihm, daß er die Handschrift herausgeben müßte.

Der Teufel antwortete aber wieder: Du und noch dreißig wie Du, ihr macht mich den Schein nicht herausgeben, denn er ist mit seinem eigenen Blute unterschrieben. Und damit war er verschwunden.

Jetzt weiß ich Dir keinen Rat, sagte der Bischof, als Du mußt zum Papst nach Rom gehen; dem ist mehr Macht über die Teufel gegeben wie mir.

Da kehrte der Hans traurig heim und sagte zu seiner Frau: Der berühmte Doctor hat mir auch nicht helfen können. Er hat mir gesagt, daß

ich eine große Reise machen muß in ein Land, wo es warm ist, anders kann ich nicht gesund werden; und alsbald machte er sich auf den Weg nach Rom.

Der Papst ließ wieder den Teufel kommen und sagte ihm, daß er die Handschrift herausgeben müßte.

Der antwortete aber wieder: Du und noch dreißig wie Du — und es gibt doch bloß einen wie Du —, ihr macht mich den Schein nicht herausgeben, denn er ist mit seinem eigenen Blute unterschrieben. Und damit war er verschwunden.

Jetzt weiß ich Dir keinen Rat, sagte der Papst, als Dein Sohn muß selber in die heiligen Länder gehen, dort gibt es oft so Eremiten und heilige Männer, denen mehr Macht über die Teufel gegeben ist wie mir.

Als er jetzt wieder zu Hause ankam, war er ganz abgemagert und trauriger wie je.

Die Marian hatte aber schon längst gemerkt, daß er etwas auf dem Gewissen hatte, was ihn drückte, und hatte ihn oft gebeten, daß er es ihr doch sagen möchte, und jetzt bat sie ihn wieder

so recht inständig, und da es doch heraus mußte, wenn sein Sohn in die heiligen Länder gehen sollte, so erzählte er ihr, was vorgefallen war, und dann sprach er: So, jetzt weißt Du, was für ein furchtbares Schicksal uns droht; ach, vielleicht wird mein eigenes liebes Kind mich verwünschen.

Da erzählte die Marian dem Baptist, so hieß der Sohn, wir es um ihn bestellt war.

Und alsbald ging der Baptist zu seinem Vater und sprach: Lieber Vater, wie kannst Du wohl glauben, daß ich Dir zürnen sollte, weil Du durch das Blendwerk der Hölle betrogen worden bist; welcher Mensch wäre wohl davor sicher. Wie Du immer ein guter Vater zu mir gewesen bist, so will ich Dir ein guter Sohn sein und Deiner nicht anders als in Liebe gedenken. Und nun laß mich ziehen, daß ich keine Zeit verliere; und Gott, auf dessen Wegen ich nach Deinem Vorbild gewandelt bin, soweit ein sündiger Mensch es kann, wird mich nicht verlassen.

Nach einer langen, langen Wanderung kam er endlich in die heiligen Länder. Und bald traf er auch heilige Männer; aber er wurde von

einem zum andern geschickt, denn alle konnten sie wohl den Musulmuck kommen lassen, aber keinem wollte er die Handschrift herausgeben. Immer hatte er dieselbe Antwort: Du und noch dreißig wie Du, Ihr macht mich den Schein nicht herausgeben, denn der ist mit seinem eigenen Blute unterschrieben.

Zuletzt ward er an einen frommen Eremiten verwiesen, der weit, weit in einer Wüste wohnen sollte, wo es weder Speise noch Trank mehr gab. Der sollte der heiligste sein von allen Heiligen und so wohlangesehen sein im Himmel, daß die Englein selber ihm seine Nahrung brächten.

Als er sich aber auf den Weg machen wollte, baten ihn alle, er möchte doch lieber nicht gehen, denn die meisten Wanderer kämen um in jener furchtbaren Wüste.

Er sprach aber: Was soll ich machen — ich bin ohnehin verloren, wenn Gott nicht in seiner Gnade ein Wunder thut; mag ich denn in jener Wüste verschmachten, wenn es sein Wille ist.

Und nun wanderte er viele Tage lang und oft war er dem Tode nahe; aber es kam immer

wieder eine frische Kraft über ihn, sodaß er sich weiterschleppen konnte.

Endlich sah er eine Hütte; die war ganz rund, wie ein spitzer Hut. Und als er herankam, konnte er keinerlei Oeffnung finden, nicht einmal die geringste Spalte, so viel er auch suchte. Es war auch kein Laut zu hören, und da wollte er schier verzweifeln, denn er glaubte nicht anders, als daß der heilige Mann gestorben sei.

Da endlich hörte er eine Stimme aus der Hütte heraus, die rief: Bist Du vom Bösen, so fahre von hinnen; bist Du von Gott, so mache das Zeichen des heiligen Kreuzes.

Da machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes, und alsobald öffnete sich in der Hütte ein weiter Spalt, sodaß er eintreten konnte.

In der Hütte stand ein Mann mit einem großen Barte; der fragte ihn sofort nach seinem Begehr.

Er war aber von Hunger und Durst so matt, daß er nichts mehr herausbringen konnte.

Da sprach der Mann: Ich sehe, mein Sohn, daß Du ermattet bist von den Mühseligkeiten der Reise und der Nahrung und Stärkung be-

darfst. Siehe, die Engelein selber werden die Speise bringen für Dich und für mich.

Als er so redete, machte er ein Zeichen an der Wand, und sogleich ward das Dach der Hütte aufgehoben und zwei Engelein schwebten herab und brachten für beide Speise und Trank.

Als sie sich nun gestärkt hatten, brachte der Baptist sein Anliegen vor.

Da sprach der Eremit: Das ist freilich ein schwieriges und gefährliches Ding, denn was dem Satan mit Blut verschrieben ist, das gibt er so leicht nicht wieder heraus.

Indes bin ich ein gar gottgefälliger Mann und der Heiligste unter den Heiligen; es ist doch möglich, daß die Teufel sich vor mir fürchten und daß Du durch mich kannst erlöset werden.

Als er so gesprochen hatte, beschwor er den Musulmuck und der kam auch sogleich, that aber ganz vertraulich und redete ihn an:

Nun, was willst Du, mein Alter, mein Brüderchen, was ist Dein Begehren? Ach, ich seh schon, da ist wieder der Baptist, der Grasaff. Nein, nein, daraus wird nichts.

Mach Du anderen etwas weiß. Die Engelein

sind gar einfältig und glauben leicht das Beste; aber mit mir geht das nicht so.

Du und noch dreißig wie Du, Ihr macht mich den Schein nicht herausgeben, denn er ist mit seinem eigenen Blute unterschrieben. Und damit war er verschwunden.

Da seufzte der Eremit und wandte die Augen gen Himmel und sprach: Oh, wie doch diese Teufel Lügner und Spötter sind von Anbeginn. Auch das Heiligste verschonen sie nicht mit ihrem Gespött und auch mich nicht, der ich doch der Heiligste unter den Heiligen bin.

Jetzt weiß ich Dir keinen Rat, als Du mußt zu meinem Bruder gehen, dem Teufelsbanner, denn das ist der einzige Mensch auf der Welt, der alle Gewalt hat über die Teufel, wohl weil er noch böser ist wie sie. Und wie ich der Heiligste unter den Heiligen bin, so ist er der Letzte unter den Letzten und der böseste aller Menschen. Wohl thut er zuweilen einem Menschen gutes; aber nicht um des guten Werkes willen, sondern aus reinem Uebermut, um seine Macht zu zeigen und zumeist wohl, um seine Knechte, die Teufel, zu ärgern. Wenn Du zu ihm gehst,

so wird er Dich wahrscheinlich umbringen und von Deinem Fleische fressen, wie er es meistenteils macht, wenn ein Fremder zu ihm kommt; aber helfen kann er Dir, wenn er will, und wenn er gut gelaunt ist — was aber sehr selten vorkommt —, so thut er es vielleicht auch. Nun überlege; die Gefahr ist sehr groß.

Da sprach der Baptist: Was will ich machen; nur noch zwei Wochen sind es, so werde ich das zwanzigste Jahr vollendet haben; wenn Gott mir helfen will, so kann er es so gut durch Deinen Bruder, wie durch andere Mittel.

So ziehe denn hin, mein Sohn, sprach der Eremit. Und hier hast Du einen Kasten, darin liegt eine Kugel. Die Kugel mußt Du vor Dir auf die Erde legen, so wird sie immer vor Dir herrollen und Dir den Weg zeigen bis zu meines Bruders Schloß. Wenn Du Rast machen willst, so mußt Du sie in den Kasten legen und alsbald wird Speise und Trank vor Dir stehen zu Deiner Stärkung.

Und nun nimm meinen Segen, mein Sohn, der wird gewiß kräftig sein und Dich schützen, denn ich bin der Heiligste unter den Heiligen.

Baptist ging nun hinter der Kugel her und immer, wenn er ausruhen wollte, legte er sie in den Kasten und stärkte sich an Speise und Trank.

So ging es noch etliche Tage durch die Wüste fort und dann durch Wälder und Berge und endlich hielt die Kugel vor einem großen Schloß in einem großen einsamen Walde.

Als er angeklopft hatte, öffnete ihm eine alte Dame; die sah sehr vornehm aus, aber doch gut und freundlich. Und als sie ihn eine Weile angesehen hatte, fragte sie traurig: Was führt denn Dich hierher, Du armer Mensch?

Da erzählte er ihr alles, wie es mit ihm stand und was ihm bisher begegnet war und auch, was der heilige Eremit ihm von dem Teufelsbanner gesagt hatte.

Und sie sprach: Ach ja, es ist wahr, mein Mann ist böse und ein Mörder und Menschenfresser; aber doch macht es ihm zuweilen Freude, seine große Macht zum Guten anzuwenden. Helfen kann er Dir gewiß, wenn er will, denn alle Teufel müssen ihm gehorchen, und ich will auch hoffen, daß er in seiner Laune ist, Gutes

zu thun. Einstweilen aber will ich Dich verstecken, damit er Dich nicht gleich niederstechen kann, wenn er in seiner bösen Laune heimkommt.

Darauf führte sie ihn in den Keller und stülpte ein großes Faß über ihn.

Nach einer Weile hörte er den Teufelsbanner heimkommen, und sobald der die Thür hinter sich zugemacht hatte, hörte er ihn rufen: Hier ist ein Mensch gewesen, ich rieche Menschenfleisch, her mit dem Erdwurm!

Ach was, erwiderte die Frau, Du hast wieder ein paar umgebracht, Du schändlicher Mörder, und der Blutgeruch steckt Dir noch in der Nase.

Nein, hier ist Menschenfleisch, ich rieche Menschenfleisch, her mit dem Erdwurm!

Der Baptist zitterte unter seinem Faß, wie er die schrecklichen Worte vernahm.

Und jetzt kam die Frau herunter und sprach zu ihm: Baptist, ich muß Dich jetzt heraufholen; aber Du brauchst Dich nicht sehr zu fürchten, er ist nicht in seiner bösen Laune.

Ach, dachte der Baptist, wenn der schon so

schrecklich spricht, wenn er gut gelaunt ist, wie muß da seine Stimme anzuhören sein, wenn er zornig ist.

Als er ihn nun sah, wäre er fast in die Kniee gesunken, denn einen solchen Mann, so groß und stark, hatte er noch nicht gesehen. Und Augen hatte er im Kopfe wie zwei Feuerräder, und wenn er sprach, so klirrten die Fensterscheiben.

Nun, was ist Dein Begehren, sagte der Teufelsbanner zu ihm.

Der Baptist wollte jetzt erzählen, aber er stammelte vor Angst so schrecklich, daß nichts zu verstehen war.

Da lachte der Teufelsbanner und sagte: Ha, Du Angstwurm, Du mußt zuerst etwas zu Fressen und zu Saufen haben, damit Du Courage bekommst.

Dann ließ er eine ganze Rindskeule hereintragen und ein paar Eimer voll Wein und fing an, das Fleisch zu verschlingen wie ein wildes Tier und den Wein schüttete er mit großen Krügen durch die Kehle in den Magen hinein, wie in ein Faß. Und von Zeit zu Zeit warf er dem Baptist große Stücke zu, daß er auch

essen sollte. Der war jedoch bald satt und sagte, er hätte genug; aber der Teufelsbanner fuhr ihn an und rief:

Du elender Wurm, Du sollst fressen oder ich will Dir einmal versuchsweise den Leib ein wenig aufschlitzen, ob es dann besser geht.

Da aß der Baptist um sein Leben, und zu seinem Glück war er ein gesunder, kräftiger Mann, sodaß er viel herunterwürgen konnte. Auch trinken mußte er dazu, daß er schier zu verplatzen meinte, bis der Teufelsbanner ihn endlich wieder nach seinem Begehren fragte.

Nun erzählte er ihm alles frisch herunter, und während er sprach, ging der mit großen Schritten auf und ab und wurde immer aufgeregter, je weiter er mit seiner Erzählung kam; und als der Baptist endlich schwieg, da blieb er stehen und starrte lange vor sich hin und endlich sprach er wie für sich:

Ja, es ist lange her, daß einer gekommen ist, den ich in die Hölle hätte schicken können; wenn es mir nur diesmal glücken möchte. Gleich morgen werde ich die Teufel versammeln.

Da erschrak der Baptist furchtbar, daß er in

die Hölle geschickt werden sollte und vermeinte nicht anders, als daß er dem Satan ausgeliefert werde nach dem Pact, den sein Vater gemacht hatte, denn es waren nur noch drei Tage, bis die Frist abgelaufen war.

Als der Teufelsbanner das merkte, fuhr er ihn wieder an: Wenn ich Dich in die Hölle schicke, darf niemand Dir ein Haar krümmen, Du Angstwurm — da sauf!

Und damit stellte er wieder einen großen Krug vor ihn hin, und als er den leer getrunken hatte, schickte er ihn ins Bett.

Baptist aber konnte nicht schlafen, trotzdem er fast bewußtlos war von dem vielen Wein, so sehr quälte ihn die Angst vor der Hölle und vor dem Teufelsbanner.

Den hörte er schon in aller Frühe im Hause herumgehen, treppauf, treppab, denn er machte Zeichen und allerlei andere Vorbereitungen für die Teufelsversammlung.

Baptist aber wagte nicht aufzustehen aus Furcht, ihm zu begegnen, und so schlief er endlich doch ein.

Als er aufwachte, war es schon spät am

Morgen und der Teufelsbanner stand vor seinem Bett und hieß ihn, sich eilen, denn die Teufel müßten bald versammelt werden.

Da kleidete er sich an mit Zittern und Zagen und folgte ihm.

Und er führte ihn zuerst wieder in das große Zimmer, wo sie am Abend vorher gegessen hatten. Und da war schon wieder ein ganzes gebratenes Schwein aufgetragen und eine Unmasse Wein; und der Teufelsbanner aß und trank wieder ganz erschrecklich und der Baptist mußte ihm Bescheid thun, so viel er nur konnte.

Als sie aber geendet hatten, ging er eine Weile auf und ab in tiefen Gedanken und sprach dann feierlich: Höre mich jetzt an, Baptist, und fasse vor allem Mut, Du armer Mensch. Der Musulmuck ist ein Erzschuft und einer der widerlichsten von allen Teufeln, Du wirst heute sehen, wie ich mit ihm umgehe. Der muß Dich in die Hölle führen, es geht nicht anders, und wird Dir die Handschrift herausgeben. Du sollst nun dort genau achtgeben, was die Teufel schwatzen, denn sie sind alle Schwätzer und Maulhelden, und werden ganz gewiß etwas über mich sagen,

wenn sie Dich mit dem Musulmuck sehen. Schon viele sind vor Dir unten gewesen und gesund zu mir zurückgekommen; aber allen hat ihnen die Angst die Sinne benommen, daß sie hernach nichts wußten, die Feiglinge; und manchen von ihnen habe ich dann zu Brei zermalmt in meinem Zorn. Laß nun Du die bleiche Furcht keine Macht über Dich gewinnen und halte Augen und Ohren offen und berichte hernach treu und ehrlich, mag es sein, was auch immer; und ich verspreche Dir hoch und teuer, es soll Dir kein Haar gekrümmt werden, weder in der Hölle noch von mir. Und jetzt komm, jetzt will ich die Teufel versammeln.

Damit schritt er voran in einen sehr großen Grasgarten, in dem viele Bäume standen, und setzte eine große Pfeife an den Mund und blies hinein. Da erscholl ein so grausiger Ton, daß der Baptist in die Knie sank und sich die Ohren zuhielt.

Und alsbald verfinsterte sich der Himmel und ein furchtbares Heulen ging durch die Luft und auf einmal stand eine große Schar Teufel im Garten, grade so viel wie Bäume darin waren.

Da rief der Teufelsbanner, und beim Schall seiner Stimme bebte die Erde: Wo ist der Teufel Musulmuck?

Und alle Teufel sahen einander ängstlich an und spähten umher, aber der Musulmuck war nicht da.

Da pfiff der Teufelsbanner noch einmal, und die Erde barst und Flammen schlugen aus dem Boden auf. Und auf einmal war alles rings herum dicht voll Teufel, so viele, wie Grashalme im Garten waren, und der Teufelsbanner rief wieder: Wo ist der Teufel Musulmuck?

Da erhob sich in der Ferne ein Geschrei, denn zwei Teufel hatten den Musulmuck gepackt und schleppten ihn heran.

Als er nun vor dem Teufelsbanner stand, konnte er sich kaum aufrecht erhalten vor Angst; doch fing er wieder an, obwohl ihm die Worte fast nicht über die Lippen wollten: Du und noch dreißig wie Du, Ihr . . .

Aber weiter kam er nicht, denn der Teufelsbanner griff hinter sich und holte eine furchtbare Peitsche hervor, mit der hätte er wohl einen Menschen gleich mitten durch gehauen wie einen

Grashalm. Und als er mit der Peitsche ein wenig knallte und schwippte, da zitterten alle Teufel und klapperten mit den Zähnen vor Angst.

Und nun ließ er die Peitsche auf den Musulmuck herabsausen, daß der vor Schmerz aufbrüllte wie ein Stier und an den Wänden hinauflief und an den Bäumen und sich an der Erde wälzte; aber überall traf ihn die furchtbare Peitsche.

Endlich hörte er auf und hieß ihn sich grade hinstellen und sprach: Willst Du jetzt gehorchen, Du Hund?

Da stürzte Musulmuck auf die Knie und heulte: O Herr, ich bin ja Dein gehorsamer Diener.

Da sprach der Teufelsbanner: Du führst jetzt den Baptist in die Hölle und läßt ihm die Handschrift aushändigen und bringst ihn dann wieder hierher. Und wenn dem Baptist auch nur ein Haar gekrümmt wird, und wenn an der Handschrift auch nur das Geringste fehlt, so will ich Dich drei Tage lang peitschen, wie ich Dich jetzt drei Minuten lang gepeitscht habe — und Du weißt, was Dir sonst noch geschehen kann.

Dann gab er ein Zeichen und alle Teufel sausten davon und der Musulmuck packte den Baptist und führte ihn weit fort durch die Luft und dann durch einen tiefen Spalt in die Hölle.

Dort blieben sie in der Vorhalle stehen, denn in die eigentliche Hölle, wo die Verdammten gepeinigt werden, durfte Baptist nicht hinein. Musulmuck gab einem anderen Teufel den Auftrag, den Schein zu holen, und da der ziemlich lange blieb, so hatte Baptist Zeit genug, die Gespräche der Teufel zu belauschen. Wohl stiegen ihm die Haare zu Berge bei dem, was er sah und hörte, aber dennoch dachte er an die Worte des Teufelsbanners und verlor die Besinnung nicht.

Als er endlich den Schein eingesteckt hatte, führte Musulmuck ihn zum Schloß zurück.

Der Teufelsbanner besah nun den Schein auf das genaueste, dann sagte er, daß alles in Ordnung sei und ließ den Musulmuck ziehen.

Als der fort war, geriet er in große Aufregung und fragte hastig: Hast Du etwas gehört, hast Du es behalten, kannst Du mir sagen, was die Teufel von mir gesprochen haben?

Ja, Herr, erwiderte Baptist, ich habe alles behalten.

Nun, so rede doch, erzähle doch, sprach der Teufelsbanner.

Ach, Herr, sagte Baptist, es ist zu furchtbar, ich kann es fast nicht über die Lippen bringen.

Da sprach der Teufelsbanner: Ich weiß, daß es etwas Furchtbares sein muß und daß mir nur daraus Heil erwachsen kann, also fürchte Dich nicht und sprich.

Da hub der Baptist an: Zwei Teufel schafften am eisernen Stuhl, da kam ein dritter vorüber.

Was schafft Ihr, sprach der.

Die anderen entgegneten darauf: Den Marterstuhl für den, der uns lange gepeinigt.

Der Stuhl wird gut, doch habt Ihr ihn noch nicht, sprach der Dritte.

Das wird so lange nicht mehr währen, entgegneten die anderen.

Ein Mittel gibt es, doch er weiß es nicht, sprach der Dritte.

Was ists denn, erzähle doch, antworteten die anderen.

Er muß seine Messer zählen im Haus und dann

bei lebendigem Leibe, von unten herauf in so viele Stücke, wie Messer sind, sich schneiden lassen. Für jedes Messer ein Stück.

Als der Teufelsbanner das hörte, kam eine schreckliche Unruhe über ihn und er rannte hin und her und rang die Hände und es schien, als ob er beten wollte; aber es ging nicht.

Lange währte es aber nicht, da wurde er wieder ganz gefaßt und stellte sich vor den Baptist hin und sprach: Das ist wohl eine furchtbare Prüfung, die mir auferlegt ist, um zu zeigen, ob meine Reue echt ist und opferwillig, aber ich bin auch ein furchtbarer Missethäter und der böseste aller Menschen. So will ich denn tragen, was mir auferlegt ist, daß ich unseren Heiland noch schauen darf.

Dann machte er sich eifrig daran und suchte im Hause alle Messer zusammen und seine Frau mußte ihm helfen, damit auch sicher keines vergessen werde.

Nach einer Weile kam er zurück und legte einen ganzen Arm voll Messer auf den Tisch und sprach zum Baptist: Sieh hier, das sind achthundertundsechsundfünfzig Messer. Jetzt sollst

Du mich in achthundertsiebenundfünfzig Stücke schneiden.

Da sank der Baptist in die Knie und rief: Ach Herr, wie kann ich Dich in Stücke schneiden, der Du mein größter Wohlthäter bist und mir die Hoffnung auf die Seligkeit wiedergegeben hast.

Da sprach der Teufelsbanner: Ich kann ja nicht anders zur Seligkeit gelangen, als wenn ich die Qual auf mich nehme; und wie ich Dich wieder auf den Weg zur Seligkeit geführt habe, so sollst Du mir sie bringen. Es mag das wohl eine schreckliche Arbeit sein für ein weichliches Bürschchen wie Du bist; aber ich kann wohl Deinen Dank verlangen, denn ich habe Dich errettet, als Du schon an der Pforte der Hölle standest.

Da willigte der Baptist ein und der Teufelsbanner sprach wieder: Hierneben steht eine große Metzgerbank, auf der ich manchen Menschen geschlachtet habe; auf die sollst Du mich mit starken Stricken binden und dann sogleich Deine Arbeit anfangen.

Und so geschah es.

Und als Baptist angefangen hatte, kamen große Scharen von Engeln; die sangen und jubilirten in den Lüften, daß man das Schmerzgebrüll des Teufelsbanners kaum hören konnte.

Zu jedem Stück, das er abschnitt, nahm er ein anderes Messer und immer, wenn er ein Stück abgeschnitten hatte, warf er es durch das Fenster; und dann kam eines der Engelein hernieder, hob es auf und trug es in den Himmel.

So ging es fort, viele Stunden lang, und das achthundertundsiebenundfünfzigste Stück war der Kopf. Den warf er ganz zum Fenster heraus, und da stand plötzlich der Teufelsbanner wieder ganz da und schaute zum Fenster herein und bedankte sich schön. Sodann ward er von den Engeln aufgehoben und in den Himmel getragen.

Als alles vorüber war, kam die Frau des Teufelsbanners und dankte dem Baptist recht herzlich und gab ihm noch schöne Geschenke mit auf den Weg.

Er ging nun wieder seiner Kugel nach und kam zurück an die Hütte des Eremiten.

Als er anklopfte, rief der wieder: Bist Du vom Bösen, so fahre von hinnen, bist Du von Gott, so mache das Zeichen des heiligen Kreuzes.

Da machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes und alsbald öffnete sich wieder die Hütte und der Eremit stand vor ihm.

Der war sehr verwundert, daß der Teufelsbanner ihn nicht aufgefressen hatte und bat ihn, daß er ihm doch ausführlich erzählen möchte, wie sich alles zugetragen hätte.

Baptist berichtete nun über alles auf das genaueste und als er ans Ende kam und erzählte, wie der Teufelsbanner die Buße auf sich genommen hatte und in den Himmel getragen worden war, da vergaß der Eremit ganz seine Heiligkeit und rief zornig: Was, der Mörder, der Menschenfresser ist in den Himmel gekommen!

Dann besann er sich aber wieder und faltete die Hände und blickte zum Himmel auf und sprach: O Herr, wenn Du schon jenem schrecklichen Mörder und Menschenfresser einen Platz in Deinem Reiche gegeben hast, dem bösesten aller Menschen; wie mußt Du dann erst das

Füllhorn Deiner Gnade über mich ausschütten, der ich der Heiligste unter den Heiligen bin. Wie danke ich Dir, Herr, daß ich nicht bin wie jener, sondern der Heiligste unter den Heiligen.

Als er das gesprochen hatte, ward es finster auf der Erde und furchtbarer Donner rollte durch die Luft und Flammen schlugen aus dem Boden.

Und von allen Seiten huschten die Teufel heran; und sie hoben den Eremiten auf und zerrissen ihn in den Lüften. Und dann ward er in der Hölle auf den Stuhl gesetzt, der für den Teufelsbanner gemacht worden war.

Als die Finsternis und das Toben begann, hatte Baptist sich auf das Antlitz geworfen und gebetet. Als es wieder still geworden war, erhob er sich, und da war wieder heller Sonnenschein und alles wie zuvor, nur die Hütte des Eremiten war verschwunden.

Aber der Kasten mit der Kugel stand vor ihm und nun ließ er sich an den Ort zurückführen, von wo aus er die Wüste betreten hatte. Dort verschwand die Kugel.

Dann machte er sich auf die Wanderung zu seinen Eltern und kam überall glücklich durch

Die hatten inzwischen in tiefer Traurigkeit gelebt, denn da längst die Frist vorüber war und sie nichts mehr von ihm gehört hatten, so glaubten sie nicht anders, als daß ihr einziger lieber Sohn dem Satan verfallen sei.

Um so größer war die Freude, als er nun doch wiederkam; und so lebten sie denn noch lange in großem Glück.

III.

Die böse Schwiegermutter.

(Wesentlich verändert.)

Vor vielen Jahren wohnte in einem Dorfe eine Wittfrau, die war sehr reich, aber auch sehr böse und hatte keinen Menschen auf der Welt lieb als allein ihre einzige Tochter.

Weil sie aber gar so zornig war, konnte sie auch ihrem Mädchen, das sie doch lieb hatte, nicht gut thun, und oft kam es zu den Nachbarsleuten und weinte und klagte, daß seine Mutter es hart geschlagen habe, und war doch ein großes, schönes Mädchen und der Rute längst entwachsen. So war es denn sehr in Furcht und Schrecken, und wenn ihm auch je zuweilen die Mutter schön that aus Liebe und ihm gute Sachen schenkte, so konnte es doch nicht heimlich und zutraulich zu ihr werden und blieb immer verschüchtert.

Da es nun aber schön war und reich, fand

sich alsbald ein ansehnlicher Mann, der es heiraten wollte. Die Mutter aber wollte anfangs nicht, denn da sie so stolz und herrschgierig war, fürchtete sie, es möchte ihr nicht mehr folgen, wenn es einen Mann habe. Da nun aber das Mädchen sehr weinte und bat und heilig und teuer versprach, daß es immer ein gehorsames Kind bleiben und der Mutter gar nie zuwider sein wolle, und auch der Freier sich derweilen demütiglich hielt, weil er auf die reiche Mitgift spannte, da konnte die Mutter, weil sie es doch lieb hatte, nicht mehr Nein sagen, und so ward es denn geheiratet.

Als aber die junge Frau ein Jahr verheiratet war und ein Knäblein geboren hatte, ward sie anderen Sinnes, und es zeigte sich bald, daß sie ebenso stolz und hoffärtig war, wie ihre Mutter. Da gab es denn bösen Hader, weil keines dem anderen nachgeben wollte. Der Schwiegersohn aber hielt immer zu seiner Frau, und als es sich nun begab, daß die Schwiegermutter eines Tages im Zorn ihre Tochter mit einem Scheuerbesen hart ins Gesicht schlug, da jagte er sie mit argen Schimpfworten von dannen und hieß sie

niemals wiederkommen. Die Schwiegermutter war darüber so ergrimmt, daß sie ihre Tochter von nun ab noch viel mehr haßte, als sie früher sie lieb gehabt hatte, und den Schwiegersohn ebenso. Und sie dachte an nichts, als wie sie ihrem bösen Gelüste nachkommen und ihren Kindern Schaden anthun könne. Weil die aber brav und fleißig waren und in gutem Wohlstande und bei allen Leuten wohl gelitten, so konnte sie ihnen in nichts beikommen. Und da sie mit aller Welt in Feindschaft lebte, so war sie stets allein mit ihren bösen Gedanken und ward darüber ganz verwirrt. Da kam eines Nachts in einer bösen Stunde der Teufel zu ihr und versprach ihr, daß er ihr helfen wolle, und da verschrieb sie sich ihm und ward eine Hexe.

Weil sie nun vom Satan Macht hatte, Böses zu thun, hexte sie zu allererst ihrer Tochter einen bösen Leibschaden an, daran sie jämmerlich umkam. Dann bekam das Kind einen Wasserkopf und starb auch. Darüber ward der Schwiegersohn desparat und fing an zu saufen und das Seinige zu verthun.

Sie aber hatte ihren Zorn noch nicht gesättigt, sondern verhexte ihm das Vieh, so viel sie nur konnte, sodaß ein Stück nach dem anderen verrecken mußte. Niemand aber dachte, daß sie die Hexe sei, denn sie hielt sich hoffärtig gegen jedermann, als ob ihr niemand etwas anhaben könne, auch wagten viele nicht, etwas wider sie zu sagen, weil sie ihr schuldig waren und wußten, daß sie es wohl verstand, die Leute hart zu zwacken.

Als aber der Schwiegersohn nur noch eine Kuh im Stalle hatte und auch die krank wurde und er schier zum Bettler geworden war, wurde er ganz verzweifelt und ging zu einem Zauberer, um sich Rat zu holen.

Als er ihm alles erzählt hatte, fragte der ihn: Weißt Du auch, wer die Hexe ist, die Dir all den Schaden gemacht hat?

Nein, sagte er.

Deine Schwiegermutter ist es. Sie hat Dein Weib und Dein Kind und all Dein Vieh verhext. Und wenn Du nach Hause kommst, ist Deine letzte Kuh auch verreckt, denn Du bist zu spät gekommen, ich kann Dir nicht mehr helfen.

Da erzürnte sich der Mann sehr und sagte, er wolle nach Hause gehen und seine Schwiegermutter umbringen.

Da sagte aber der Zauberer: Das sollst Du nicht thun, denn thust Du das, so wirst Du gehenkt oder gar gerädert.

Das ist wahr, sagte der Mann, so will ich sie wenigstens schlagen und treten, daß sie kein Glied mehr rühren kann.

Das sollst Du auch nicht thun, sagte der Zauberer, denn dann kommst Du auf lange Zeit in den Turm und hast mehr Schaden davon wie sie.

Das ist wieder wahr, sagte der Mann, aber was soll ich thun, daß ich meinen Zorn an ihr auslasse?

Ich wüßte wohl ein Mittel, sagte der Zauberer, aber ich sage es nicht gern.

Da holte der Mann sein letztes Geldstück aus der Tasche, gab ihm das und bat ihn sehr, er solle ihm doch das Mittel nennen.

Und der Zauberer sprach: Geh jetzt heim, und wenn Du in das Dorf kommst, wird Dir am dritten Hause zur Linken Deine Schwieger-

mutter begegnen. Die grüße gar freundlich, wie Du es lange nicht gethan hast, darüber wird sie sehr erschrecken. Unterwegs sprich mit niemandem, und wenn Du nach Hause kommst, so schließe den Stall, in dem die Kuh liegt, von außen zu, Du darfst nicht mehr hineingehen, denn sonst verlischt Deine Kraft. Lege Dich dann sogleich ins Bett, ohne mit jemand zu sprechen. Wenn Du den ersten Hahnenschrei hörst, so stehe auf, nimm einen Strick, Karst und Schaufel zu Dir und begib Dich in den Stall. An dem Strick schleppe die tote Kuh heraus mit dem Kopf voran. Dann grabe unter dem Söller der Stallthüre eine Grube, drei Schritte breit, sechs Schritte lang und drei ein halb Fuß tief. Die Grube muß so gemacht werden, daß der Söller grade über der Mitte liegt. Ist die Grube fertig, so binde der Kuh den Strick um die Hinterbeine und schleppe sie hinein. Sie muß grade so auf die Seite zu liegen kommen, daß sie mit dem Kopfe nach dem Hause Deiner Schwiegermutter hinsieht. Schaufle sodann die Grube zu, aber so, daß zuerst der Kopf und die Vorderbeine ganz bedeckt

werden, dann das Mittelstück und dann der Bauch und die Hinterbeine.

Das sagte er ihm und noch vieles andere ganz genau und wie alles kommen werde.

Als er ins Dorf kam, begegnete ihm richtig am dritten Hause seine Schwiegermutter und erschrak furchtbar, als er sie freundlich grüßte. Bald darauf begegnete ihm ein übelberüchtigtes altes Weib und redete ihn freundlich an. Auch die geriet sehr in Schrecken, als er ihr keine Antwort gab und schweigend weiterging. Zu Hause machte er die Stallthür zu und ging ins Bett.

Als er am Morgen beim ersten Hahnenschrei mit Strick, Karst und Schaufel herausging, fand er die Schwiegermutter an der Stallthür stehen, obwohl es doch noch finstere Nacht war, ganz wie es ihm der Zauberer vorhergesagt hatte.

Sie fragte ihn: Wo willst Du hin?

Ich will die Kuh melken, sagte er.

Mit Karst und Hacke? fragte sie.

Ja, mit Karst und Hacke, sagte er.

Da erschrak sie wiederum sehr und ging eilends davon. Er machte aber alles so, wie der

Zauberer es angezeigt hatte. Als nun die Kuh in der Grube lag und er anfing, das Kopfende mit Erde zu beschaufeln, kam die Schwiegermutter wieder und sagte:

Ach, lieber Schwiegersohn, wie kann man denn die Kuh unter dem Söller vergraben, höre doch auf, ich will zum Schinder gehen, daß er sie holt und will Dir eine andere Kuh schenken für die tote.

Er antwortete aber:

Ich will Deine Kuh nicht, aber die tote Kuh soll unter dem Söller begraben werden, wie es sich gehört.

Da erschrak sie wieder sehr und ging davon. Als er aber anfing, das zweite Drittel mit Erde zu bewerfen, kam sie wieder und sprach:

Ach, lieber Schwiegersohn, höre doch auf, ich will Dir für die tote Kuh drei Kühe schenken.

Er antwortete aber wieder:

Ich will Deine drei Kühe nicht, aber die tote Kuh soll unter dem Söller begraben werden, wie es sich gehört.

Da erschrak sie noch mehr und ging wieder fort. Als er dann anfing, das letzte Drittel mit

Erde zu beschütten, kam sie zum dritten Mal und sah ganz verstellt aus und rief:

Ach, lieber, lieber Schwiegersohn, höre doch auf, ich will Dir dreißig Kühe schenken für die eine tote.

Er sprach aber:

Ich will Deine dreißig Kühe nicht, aber die tote Kuh soll unter dem Söller begraben werden, wie es sich gehört.

Da erschrak sie so sehr, daß sie fast umgefallen wäre und ging nach ihrem Hause zurück. Er ging ihr aber nach und stellte sich nahe an die Thür, und da hörte er aus dem Hause eine Stimme, wie das Meckern von einer Ziege. Und nun wußte er, daß der Teufel bei ihr war und daß alles so kommen werde, wie der Zauberer es ihm vorhergesagt hatte.

Der hatte ihm gesagt, wenn alles so einträfe, wie es jetzt geschehen war, daß dann die Schwiegermutter die tote Kuh vom Kopfende angefangen auffressen müsse.

In der folgenden Nacht sah er im Schlaf seine Schwiegermutter. Die saß ganz nackt auf einem Schemel und hatte ein großes Stück von

der toten Kuh in der Hand, von dem sie essen mußte, und neben ihr stand der Satan mit einer großen feurigen Besenrute aus glühenden Drahtenden, mit der schlug er sie jämmerlich über die nackten Schultern, wenn sie auch nur einen Augenblick mit dem Essen innehielt. Sie konnte aber nicht aufstehen und sich regen, denn sie war festgebannt und konnte nichts weiter machen als kauen und schlucken. Dem Schwiegersohn aber gefiel es gar wohl, wie er sie in solcher Pein sah. Und so ging es fort alle Nächte bis zur dreizehnten und immer war es ihm ein Wohlgefallen. In der dreizehnten Nacht aber sah er sie nicht. Am Morgen des vierzehnten Tages aber stand sie vor seinem Bette, genau in derselben Stunde und in derselben Minute, da er sie vor vierzehn Tagen an der Stallthür gesehen hatte. Und als er sie ansah, schrie sie jämmerlich und sank auf die Kniee und rief: Ach, lieber Schwiegersohn, so habe doch Erbarmen mit mir. Deine Kuh ist von einer Hexe verhext worden, und die läßt mir nun keine Ruhe und quält mich bei Tag und bei Nacht, bis die Kuh wieder fort ist unter dem Söller.

Ach, nimm sie doch dort fort, so will ich Dir zehntausend Gulden schenken und Vieh, so viel Du willst, und sollst wieder ein reicher Mann werden wie ehedem. Er antwortete aber: Deine zehntausend Gulden will ich nicht und die Kuh liegt gut dort unter dem Söller. Die Hexe soll ihre Strafe haben, wie sie sie wohl verdient hat. Sie hat kein Erbarmen mit mir gehabt, so will ich auch mit ihr keines haben. Da weinte sie sehr und ging davon.

In derselben Nacht sah er sie wieder, wie sie von der Kuh essen mußte und vom Teufel hart gepeinigt wurde. Und so ging es fort wieder zwölf Nächte hindurch und immer hatte er sein Wohlgefallen an ihrer Pein. In der dreizehnten Nacht aber sah er sie nicht und am Morgen des vierzehnten Tages stand sie wieder vor seinem Bette und war nur noch wie ein Gerippe. Und als er sie ansah, fiel sie wieder auf die Kniee und heulte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Ach, lieber Schwiegersohn, ich selber bin die Hexe, die Dir all Dein Vieh verhext hat und Dein Weib und Dein Kind. Aber dafür werde

ich nun grausam gestraft und muß die tote Kuh aufessen. Zwei Drittel habe ich schon gegessen und nun komme ich an den Panz, der ist ganz voll Würmer und stinkt gar sehr, und wenn ich den gegessen habe, dann muß ich sterben und zur Hölle fahren. Aber, lieber Schwiegersohn, habe doch Barmherzigkeit und verzeihe mir doch. Alles, was ich habe, soll Dein sein und so Du mir verzeihest, soll mir noch Gnade werden. Ich gehe hin und bekenne meine Missethaten und nehme die weltliche Strafe auf mich zur Buße für meine Sünden und lasse mich martern und verbrennen, daß ich nur wieder zu unserem Heiland kommen darf.

Er aber sprach: Daß Du die Hexe bist, die mein Vieh verhext hat und mein Weib und mein Kind, das wußte ich längst. Und zu dem Panz, da wünsche ich Dir einen guten Appetit. Und Dein Geld und Gut will ich nicht und verzeihen will ich Dir auch nicht. Du hast mit mir kein Erbarmen gehabt, so will ich auch mit Dir keines haben. Und Du bist beim Teufel gewesen und sollst beim Teufel bleiben und in der Hölle braten ewiglich.

Als er das gesagt hatte war sie verschwunden und er sah einen Augenblick den Teufel und hörte ihn hell auflachen.

Als er aber den Teufel hörte, kam ihn ein Grausen an, denn davon hatte ihm der Zauberer nichts gesagt, und er fand von Stund an keine Ruhe mehr.

In der Nacht sah er wieder die Schwiegermutter, wie sie von der Kuh essen mußte und der Teufel sie grausam peinigte. Er hatte aber keine Freude mehr daran, vielmehr eine erschreckliche Angst und wäre gern viel tausend Stunden weit gewesen. So ging es fort, bis in der zwölften Nacht die Schwiegermutter das Schwanzende mit den Haaren in den Mund bekam. Aber das wollte nicht herunter, so sehr der Satan sie auch peitschte, und die Haarenden kamen immer wieder zum Munde heraus und wurden immer länger und ringelten sich zu Schlangen und krochen über sein Bett und wollten sich ihm um den Hals schlingen.

Da fuhr er mit einem großen Schrei aus dem Schlaf und wollte den Namen des Heilands rufen. Aber die Worte wurden ihm in die Kehle

zurückgestoßen und er konnte von Stund an den Namen Gottes und seiner Heiligen nicht mehr rufen.

Diesen Tag über ging er umher wie ein Schatten und wer ihm begegnete, wich ihm scheu aus, denn einen jeden erfaßte ein Grauen, der ihn sah.

In der Nacht darauf erwachte er von einem gräßlichen Geschrei. Und da sah er den Teufel vor sich stehen, der hatte der Schwiegermutter die Krallen in die Weichen geschlagen und preßte sie erschrecklich und rief in einem fort: Spei aus die Kuh! spei aus die Kuh!

Und der Schwiegersohn wollte rufen und konnte nicht und wollte das Zeichen des Kreuzes machen und konnte die Hand nicht erheben.

Der Teufel aber grinste ihn an und rief: Ich habe Gewalt über Dich, und so nicht diese Dir zuruft, daß sie Dir verzeiht, so fährst Du noch in dieser Stunde zur Hölle.

Die aber wand sich in schrecklichen Qualen und konnte wohl heulen, daß es grausig klang, aber kein Wort herausbringen.

Und während der Satan ihr zurief, sie solle

die Kuh ausspeien, wurde er immer größer, und sie mit ihm, bis sie beide so groß waren wie ein Kirchturm. Und da kam aus ihrem Munde, der jetzt so groß war wie ein Scheunenthor, die Kuh heraus. Die hatte glühende Augen und aus ihren Nasenlöchern blies sie Feuer. Und sie fiel aus der großen Höhe auf den Schwiegersohn hernieder und war so schwer, daß sie ihn durch den Erdboden hindurch schlug bis in die Hölle hinein. Und da kam auch der Teufel mit der Schwiegermutter. Die hatte wieder ihre natürliche Größe und ward mit ihrem Schwiegersohne in eine glühende Kufe gesetzt und dort braten sie zusammen bis in alle Ewigkeit.

Date Due

